



Die Masse macht's? Wissenschaft im TV in Deutschland.

Risiken und Nebenwirkungen des Internet für die Wissenschaft im Fernsehen.

Hans Schöler und das Embargo: Maulkorb oder Recherchehilfe?

These: Der deutsche Wissenschaftsjournalismus ist gesellschaftlich bedeutungslos.

Wissenschaft im TV

Editorial

■ „Science sells“ schrieb der Spiegel bereits vor fünf Jahren angesichts einer Flut von neuen Wissenschafts-Formaten mit zunächst rasant steigenden Quoten. Die Vorliebe der Fernsehzuschauer für Wissens-Sendungen ist ungebrochen. Das lassen zumindest die Recherchen von Markus Lehmkuhl vermuten, der sich für seinen Beitrag „Die Masse macht’s“ durch die einschlägigen Magazine gezappt hat. Für das Quarterly ein Anlass, sich das Phänomen „Wissenschaft im TV“ einmal genauer anzusehen: Was verbirgt sich hinter dem Etikett „Wissen“? Welche Trends gibt es? Und wie sieht die TV-Wissenschafts-Landschaft bei unseren europäischen Nachbarn aus?

Beim Blick auf neue Formate fällt auf, dass die Grenzen zwischen Fernsehen und Forschung immer mehr verschwimmen. Sicher, schon Hoimar von Ditfurth war Universitätsprofessor – allerdings vor seiner Zeit als Fernsehmoderator. Heute sieht das immer häufiger anders aus: Der Astronaut Thomas Reiter reist mit dem ZDF um die Welt und moderiert die Reihe „Expedition Erde“, während er gleichzeitig im Vorstand der Deutschen Zentrums für Luft- und Raum-

fahrt (DLR) sitzt. Harald Lesch, der neue Anchorman von „Abenteuer Forschung“, hat an der Universität München den Lehrstuhl für Astronomie und Astrophysik inne. Und der medienerprobte Klimaforscher Mojib Latif, Professor am Kieler Leibniz-Institut für Meereswissenschaften, übernahm jüngst die Moderatorenrolle in der ebenfalls vom ZDF ausgestrahlten Reihe „Terra X“. Alle drei Beispiele kamen bzw. kommen beim Publikum gut an. Und weder Latif noch die Redaktion haben mit diesem Seitenwechsel ein Problem.

Doch was ist von dieser Art der Grenzüberschreitung zu halten? Wer nutzt oder benutzt hier wen? Auf die Politik übertragen wäre Vergleichbares nicht möglich. Joschka Fischer als Moderator von „Hart aber fair“? Wolfgang Schäuble als Presenter von „Frontal 21“? Undenkbar! Auch wenn die eine oder andere Kombination sicher unterhaltsam wäre.

Ist das Ganze in der Wissenschaft unproblematisch? Geht es hier nur um die reine Lehre, die am besten ein Experte präsentiert? Haben wir also eine Win-Win-Situation: Der Zuschauer profitiert von kompetenten

Moderatoren, die Sender können sich über gute Quoten freuen? Ganz so einfach ist es nicht, denn unpolitisch war die Forschung noch nie. Deutlich wird das, wenn es um strittige Themen wie Kernenergie oder Gentechnik geht. Auch Latifs Bereich, die Klimaforschung, ist ein brisantes und hochpolitisches Feld. Und selbst in Disziplinen, die stärker im Elfenbeinturm verharren, wird um Forschungsgelder, Publikationen und Einfluss gerungen. Ein Auftritt zur besten Sendezeit bei einem angesehenen Sender ist da durchaus nützlich – und wenn es dann noch die Rolle des Moderators ist: umso besser.

„Wenn in meinem Institut wichtige Entscheidungen anstehen oder eine Evaluation bevorsteht, lanciere ich immer kurz davor einen Artikel oder versuche, in einem bekannten Magazin aufzutauchen“, so ein Forscher mit guten Medienkontakten. „Auch Kollegen und Gutachter schauen schließlich fern und lesen Zeitungen.“ Viele Wissenschaftler sind sich ihres Marktwertes durchaus bewusst und verstehen, die Medien zu nutzen.

Wie verändert sich das Verhältnis zwischen Wissenschaftsjournalisten

und Wissenschaftlern? Und was bedeutet das für unser Berufsverständnis? Auch darum geht es in diesem Quarterly. Volker Stollorz beschäftigt sich mit der Debatte um den Stammzellforscher Hans Schöler. Wann dürfen Journalisten über neue Forschungsergebnisse berichten? Und was ist von den viel diskutierten Embargos zu halten – sind sie tatsächlich ein lästiges Ärgernis oder nicht viel eher eine Hilfestellung für Journalisten?

Jana Wilhelm findet zwar viel Wissenschaft in den Medien, vermisst jedoch den gesellschaftlichen Einfluss. Wenn ein Klonschaf geboren oder der Nobelpreis verliehen wird, erreichen wissenschaftliche Themen das breite Publikum. Dieselben Themen werden dann ressortübergreifend und in allen Medien diskutiert. Ansonsten ist die Auswahl auf den Wissens-Seiten eher beliebig. Fehlt es den Wissenschaftsjournalisten an professionellen und erprobten Kriterien?

Mit drei Fragen an ausgewählte Fernsehmacher (Christiane Götz-Sobel/ZDF, Thomas Hallet/WDR, Helmut Riedl/3sat, Tom Zwießler/ProSieben, Sat1) erkundet Markus Lehmkuhl, wie das Internet das Fernsehen verändert. Und wie immer finden Sie im Quarterly noch weitere interessante Geschichten und Rubriken rund um den Wissenschaftsjournalismus. Viel Spaß beim Lesen wünscht

Claudia Ruby

Claudia Ruby

*ist freie
Fernsehsautorin,
spezialisiert auf
Wissenschaft*



Inhalt

Editorial	2
Die Masse macht's? Wissenschaft im TV in Deutschland	4
Interview mit Renate Marel Wilder Planet: "Ein Wagnis das sich gelohnt hat"	6
Interview mit Mojib Latif Wilder Planet: Spaß muss sein!	8
Abenteuer Forschung: Eine faszinierende Bildershow ist zu wenig!	9
Risiken und Nebenwirkungen des Internet für die Wissenschaft im Fernsehen	10
Drei Fragen an Tom Zwießler, Helmut Riedl, Thomas Hallet und Christiane Götz-Sobel	11
Online für eine Woche: TV und Radio im Netz	13
Hans Schöler und das Embargo: Maulkorb oder Recherchehilfe?	14
Themenwahl: Was darf es denn heute sein?	18
Die Klimawette: An Journalisten geht kein Weg vorbei	20
Neue Mitglieder	22
Impressum	23

Die Masse macht's? Wissenschaft im TV in Deutschland

Von Markus Lehmkuhl

Einzig in Skandinavien gibt es annähernd so viele Wissenschafts-Formate wie in Deutschland

Ein gewöhnlicher Montag in bundesdeutschen Haushalten mit Fernsehempfang: Für den Wissenschaftsinteressierten, der sich die volle Ladung Wissen geben will, beginnt das Fernseherlebnis um 14.15 Uhr im ZDF, die „Wunderbare Welt“ lockt und bietet - unter anderem - Naturdokumentationen. Um 14.30 Uhr dann das erste Problem, Lexi-TV im MDR startet, das von sich selbst sagt, es sei ein „crossmediales Bildungsprojekt“. Das erste Entscheidungsproblem für den Wissenschaftshungrigen an diesem Tag. Um 15.00 Uhr dann das Nächste: Der WDR betritt den „Planet Wissen“, da hat man die „Welt der Technik“ auf N24 schon verpasst, man darf aber auf Wiederholung hoffen. Um etwa 17.00 Uhr dann eine wohlverdiente Pause, die 15 Minuten währt. Danach startet Kabel 1 das „Abenteuer Leben“, gefolgt von VOX und dem „Wissenshungrer“ (18.00 Uhr), N 24 mit „Wissen“ (18.30 Uhr), 3sat mit „nano“ (18.30) und Pro7 mit „Galileo“ (19.00 Uhr), um 19.25 schließlich endet der Vorabend in der ARD, die behauptet: „Wissen macht Ah“ (19.25 Uhr). Am Abend dann wieder 3sat: „hitec“ beschäftigt sich ab 21.30 Uhr mit neuen Entwicklungen, die Forschungsinstitutionen und Industrieunternehmen angestoßen haben. Und schließlich arte: Der Kultursender beschließt diesen ganz gewöhnlichen Montag um 22.15 Uhr, „arte Wissenschaft“ steht an.

In Deutschland gibt es eine Vielzahl von Wissenschaftsprogrammen, die sich hinsichtlich Aktualität und Wissenschaftsbezug stark voneinander unterscheiden.

Das Fernsehen in Deutschland nutzt die Wissenschaft intensiv, um mit ihrer Hilfe Aufmerksamkeit zu binden. Dieser Eindruck drängt sich auf. Die Wege, wie das konkret gemacht wird, unterscheiden sich allerdings deutlich. Man kommt nicht umhin, angesichts der 80 Wissenschafts- oder Wissensformate allein im deutschen Fernsehen eine neue Unübersichtlichkeit festzustellen, die sich nicht mit Labeln wie Dokumentation, Magazin, Feature, Reportage, Ratgeber oder Show allein zufriedenstellend ordnen lässt. Nano ist ein Magazin, genauso wie Galileo. Beide haben aber außer einem Moderator kaum etwas gemein.

Wer Ordnung in diese Vielfalt zu bringen versucht, kommt nicht umhin, Kriterien zu nennen, auf die es mit Blick auf die Zuschauer und Macher ankommt. Zwei dieser Kriterien sind die Aktualität eines Beitrags oder einer ganzen Sendung und die Herkunft eines Anlasses. Es macht mit Blick auf die Zuschauer, die man erreichen will, und mit Blick auf die Organisation einer Redaktion einen entscheidenden Unterschied, ob ein Anlass aus der Wissenschaft selbst stammt (zum Beispiel ein Forschungsergebnis) oder einem anderen Bezugssystem (zum Beispiel der Alltagswelt der Zuschauer). Außerdem entscheidend ist, wie viel Zeit zwischen einem Anlass und der Berichterstattung verstrichen ist.

Jede der oben genannten Redaktionen hat im Prinzip dasselbe Hauptproblem: Was senden wir heute? Wäre die Wahrnehmung nicht irgendwie organisiert, würde man auf diese Frage keine Antwort finden. Man findet kein Thema, wenn man nicht ungefähr weiß, wonach man sucht. Nano sucht zwar nicht nur, aber auch nach neuen Forschungsergebnissen, von denen die Redaktion glaubt, dass sie nützlich sein könnten und/oder interessant für die Zuschauer und berichtet darüber relativ zeitnah. Das Problem dieser Redaktion besteht nicht darin, genügend neue Forschungsergebnisse zu finden.

Das Problem dieser Sendung und jeder anderen, die neue Forschungsergebnisse als Anlass nutzt, besteht darin, die interessanten/nützlichen für den Zuschauer aus der überbordenden Fülle wöchentlich einiger tausend Forschungsergebnisse zu finden und sie schnell in einen gut bebilderten Beitrag zu gießen. Das Verkaufsargument von nano und allen übrigen Formaten, die solche Anlässe nutzen, lautet: Seht her, es gibt etwas Neues aus der Wissenschaft, das zu wissen für euch nützlich oder interessant ist. Die Wissenschaft hat festgestellt, das Marmelade Fett enthält, ergo, esst nicht so viel Marmelade.

Neue Forschungsergebnisse sind eine Domäne des öffentlich-rechtlichen Fernsehens. Im privaten Fernsehen schaffen sie es nicht auf den Schirm.

Solche Geschichten schaffen es bei Pro7, Kabel 1 oder Vox niemals auf den Schirm. Grund: Sie sind nicht massenattraktiv. Galileo nutzt die Welt der Wissenschaft völlig anders als nano. Im Vordergrund steht Alltägliche: Zu Ostern werden Eier gegessen, da kann man doch mal die Frage beantworten, wie der menschliche Organismus ein Ei eigentlich verdaut. Pralinen isst fast jeder gern, da ist es interessant, wie die Dinger gemacht werden. Bei Galileo wird in allererster Linie versucht, die alltägliche Erfahrungswelt mit Wissenschaft und Technik zu verknüpfen. Wissenschaft wird als Dienstleister genutzt, um Fragen zu beantworten. Dieser Typus von Wissenschafts- oder Wissensformaten ist im Fernsehen weit verbreitet. Die Herausforderung solcher Formate besteht darin, immer wieder eine interessante Beziehung herzustellen zwischen der Alltagswelt von Zuschauern und der Wissenschaft.

Ein dritter Typus von Fernsehformaten sucht in der Welt der Wissenschaft nicht nach Neuigkeiten, sondern nach Erkenntnissen, die sich dramaturgisch gut aufbereiten lassen. Was da unter Labeln wie Abenteuer

Wissen oder Terra X als Neuigkeit in häufig sehr aufwändig gestalteten Formaten angepriesen wird, ist so neu in der Regel nicht. Für einen Experten ist das meistens kalter Kaffee. Die Neuigkeit der archäologischen Befunde, der wissenschaftlichen Theorien, der Deutungen von Welt, darauf kommt es nicht an. Es kommt darauf an, die Zuschauer durch eine geeignete Handlung zu fesseln. Ein beliebtes Mittel solcher Formate ist eine Dramaturgie, die den Eindruck weckt, die Entschlüsselung von Rätseln finde gerade im Moment statt. Es wird suggeriert, dass man unmittelbar teilhat am wissenschaftlichen Erkenntnisprozess. Zuschauer begleiten die Forscher auf ihrer Suche nach Antworten auf den Nord- oder Südpol, in vermeintlich unentdeckte Kammern alter Pyramiden, unter die Meeresoberfläche, in Bibliotheken und Labors. Das ist spannend, faszinierend, kurz: das ist massenattraktiv, aber auch teuer.

Man kann Wissenschaftsformate im weitesten Sinne danach unterscheiden,

1. ob sie Neuigkeiten aus der Welt der Wissenschaft präsentieren (z.B. nano)

2. ob sie grundsätzlich schon länger bekannte Befunde aus der Wissenschaft nutzen, um daraus unterhaltsame und aufwändig gestaltete Dokumentationen, Feature oder Reportagen zu machen (z.B. Abenteuer Wissen)

3. ob sie Wissenschaft als eine Art Dienstleister benutzen, als Lieferant von Erklärungen für alltägliche Dinge (z.B. Galileo oder Quarks & Co)

Die Typen zwei und drei sind massenattraktiv, Typ 2 in der Regel sehr teuer, weshalb er sich bei den öffentlich-rechtlichen konzentriert, Typ 1 gibt es ausschließlich im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, weil man mit Forschungsergebnissen offenbar kein Massenpublikum erreichen kann.

Warum gibt es eigentlich so viele Wissenschaftssendungen im deutschen Fernsehen?

Wissenschaft im Fernsehen ist kein deutsches Markenzeichen, es ist eher ein Markenzeichen von Ländern mit großen Märkten (d.h. vielen kaufkräftigen Zuschauern), einem entwickelten Wissenschaftssystem und dem Vorhandensein eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Entsprechend hat zum Beispiel auch Großbritannien ein relativ differenziertes Wissenschaftsfernsehen, wenngleich die Zahl der Wissenschaftsformate dort erheblich niedriger ist. Das ergaben Analysen eines vergleichenden Forschungsprojekts zum Vorkommen von Wissenschaft im TV (www.fu-berlin.de/avsa).

Eine annähernd so große Zahl von Wissenschaftsprogrammen wie Deutschland weist zum Beispiel Finnland auf, auch in Schweden steht den Zuschauern eine relativ große Auswahl von Wissenschaftsprogrammen zur Verfügung. Allerdings sind diese großen Zahlen vor allem darauf zurückzuführen, dass sich sowohl Finnland als auch Schweden eigene öffentlich-rechtliche Science-Channels leisten, die einen relativ großen Anteil der Wissenschaftsprogramme dort ausmachen.

In Sachen Wissenschaft im Fernsehen lässt sich in Europa rein quantitativ ein klares Nord-Süd-Gefälle feststellen. In den Ländern der nördlichen Sphäre, also Skandinavien, Deutschland, Großbritannien, auch Frankreich, gibt es deutlich mehr Wissenschaftsformate im frei empfangbaren Fernsehen als in Griechenland, Spanien, Italien oder Portugal. Das griechische Fernsehen bietet zum Beispiel ganze sechs Wissenschaftssendungen an, von denen lediglich eine gelegentlich neue Forschungsergebnisse aufgreift. Sämtliche dieser Sendungen finden sich auf eher randständigen Sendeplätzen: Wissenschaft in der Prime-Time funktioniert in Griechenland nicht.

Ähnlich wie im Süden, sieht es im Osten aus, wenngleich sich auch hier ein, allerdings weniger steiles, Nord-Süd-Gefälle auftut. In Estland zum Beispiel gibt es mehr Wissenschaftsformate im Fernsehen als in Bulgarien oder Rumänien.

In Skandinavien und in Deutschland gibt es damit eine Besonderheit,

wenn es um Wissenschaft im Fernsehen geht. Es gibt außerordentlich viele Sendeplätze und damit viel Sendezeit. Es ist nicht trivial, zu fragen, warum das eigentlich so ist. Ein plausible Antwort darauf lässt sich wahrscheinlich nur durch die Verknüpfung von zwei Erklärungssträngen finden: Einerseits Erklärungen, die sich auf Eigenheiten des Medienmarktes in Deutschland selbst stützen. Andererseits Erklärungen, die sich aus dem Vergleich mit anderen Ländern ergeben. Die Stärke der Wissenschaft im deutschen Fernsehen ist wohl nicht vorrangig dadurch zu erklären, dass es viele Deutsche gibt. Es gibt auch viele Briten, viele Spanier und viele Italiener. Demgegenüber ist Skandinavien nicht besonders bevölkerungsreich, hat aber trotzdem viele Wissenschaftsprogramme.

Einer der Faktoren, die wohl besonders zu einer Erklärung beitragen, ist die finanzielle Ausstattung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und die Zahl der Sender, die miteinander konkurrieren. Sowohl Deutschland als auch Skandinavien verfügen über einen vergleichsweise gut ausgestatteten öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Allerdings gilt das auch für Großbritannien. Dass Deutschland trotzdem mehr Formate hat als Großbritannien, hat daneben auch mit einer deutschen Innovation zu tun; dem Wissens-TV. Es gibt in Deutschland viele frei empfangbare, finanziell gut ausgestattete Sender. Die Popularität speziell dieses Formates hat die anderen animiert, ähnliche Formate anzubieten, was in Deutschland die Zahl der Wissens-Formate aufgebläht hat. Damit ist man allerdings bei der eigentlich entscheidenden Frage: Warum interessieren sich speziell die Deutschen dafür, wie Pralinen entstehen, Riesenkräpfen oder Gewitter? Warum wollen gerade die Deutschen genau wissen, ob Hühner einen Bauchnabel haben und wie wir ein Ei verdauen?

Markus Lehmkuhl

leitet ein Forschungsprojekt über Wissenschaft in TV und Radio in Europa.

„Ein Wagnis, das sich gelohnt hat“

Der Zweiteiler „Wilder Planet“
des ZDF lässt sich von
Galileo Mystery inspirieren und
findet einen neuen Weg

Auf seinem Dokumentationsplatz Terra X am Sonntag um 19.30 Uhr experimentiert das ZDF mit Neuem. Gab es dort bisher vorrangig hochwertige Dokumentationen über Geschichte und vor allem Archäologie, setzt das ZDF dort nun auch stärker auf Natur und Naturwissenschaft. In zwei Episoden „Wilder Planet“ ging es um Naturkatastrophen, deren Wahrscheinlichkeit und Folgen in 45 Minuten aufwändig ausgeleuchtet wurden; der Ausbruch des Vesuv und ein Erdbeben in Tokio. Im Stil an Galileo Mystery angelehnt, inszenieren drei prominente aktive Wissenschaftler ein Expertengespräch, das Gesehenes einordnet und vertieft und zu weiteren Aspekten überleitet. Über die Sendung sprach das wpk-quarterly mit Renate Marel, verantwortliche Redakteurin im ZDF.

War das Format erfolgreich?

Unbedingt. Die erste Folge über den Vesuv hatte die bisher beste Quote des ganzen Jahres auf diesem Sendeplatz. Und auch die zweite über ein mögliches Erdbeben in Tokio war mit 13,1 Prozent Marktanteil eine der stärkeren Sendungen auf diesem Sendeplatz.

Wird das Beispiel also Schule machen?

Das hängt sicherlich von geeigneten Themen ab. Wenn es solche Themenideen gibt, dann wird man sicherlich überlegen, ob man diese Art der Aufbereitung wissenschaftlicher Inhalte fortführt. Eine weitere Folge wird es auf jeden Fall geben,

aus produktionstechnischen Gründen werden wir erst im nächsten Jahr eine weitere Sendung dieser Machart über Extremwetter senden.

Wie erklären Sie sich den Erfolg?

Das hat neben den spannenden Inhalten und der modernen Umsetzung möglicherweise auch damit zu tun, dass den Zuschauern die Erweiterung des Themenspektrums am Sonntagabend hin zu naturwissenschaftlichen Fragestellungen gut gefällt.

Das ist ein thematischer Grund. Welche Rolle spielte denn die besondere Machart des Formats?

Wir haben hier neue Wege beschritten, indem wir dramaturgisch drei unterschiedliche Stränge zusammengefügt haben: das Gespräch der Wissenschaftler, einen fiktionalen Erzählstrang und rein dokumentarische Blöcke. Das alles in einer sehr modernen, dynamischen und hochwertigen Bildsprache. Wenn die Zuschauer diese Machart nicht gemocht hätten, hätten sie sich das Programm nicht angeschaut. Wir haben uns in diesem Format bemüht, wissenschaftliche Fragestellungen einmal anders darzustellen und nicht nur Wissenschaftlerstatements zu benutzen. Die gibt es zwar auch, allerdings nur in den Dokumentationsblöcken. Wir wollten mit dem Gespräch unserer Experten ein eigenes Element schaffen, das einerseits verbindet und andererseits interessante Aspekte aufgreift und weiterführt.

Die Machart erinnert sehr an Galileo Mystery. War die Sendung Vorbild für sie?

Vorbild würde ich nicht sagen! Aber natürlich haben wir neben vielen anderen Sendungen auch Galileo Mystery studiert. Ein ganz normaler Vorgang, wenn man ein neues Format entwickelt. Man schaut, sammelt, analysiert und baut aus vielen Bausteinen dann die Sendung zusammen, die für den jeweiligen Sendeplatz und die Ansprüche und Erwartungen der Zuschauer geeignet ist. Im übrigen hat Galileo diese Machart nicht erfunden,

das hat man auf dem internationalen Markt bereits vorher gesehen. Es gibt viele verschiedene Beispiele und Versuche, fiktionale Elemente und Dokumentarisches zu verbinden.

Warum haben sie Wissenschaftler moderieren lassen und nicht einen professionellen Moderator eingesetzt?

Das war eine wichtige und ganz grundsätzliche Entscheidung. Natürlich hätte man sich auch einen Moderator vorstellen können. Dann hätte das Programm allerdings einen anderen Charakter gehabt. Wir wollten ja bewusst weg von der üblichen Frage/ Antwort Situation. Durch die Gesprächssituation wurde zudem ein hohes Maß an Authentizität geschaffen. Die Runde setzte sich ja aus Experten verschiedener Fachgebiete zusammen, vom Geologen, Vulkanologen, Klimatologen bis hin zum Katastrophenmanager, so dass sich hier Fragestellungen aus den unterschiedlichsten Richtungen ergeben konnten. Idealerweise sollten die Experten immer auch wieder die Rolle des Zuschauers übernehmen und genau die Fragen an die Kollegen stellen, die sich gerade aus dem Zusammenhang aufdrängten. Etwas herausgehoben in der Runde war Mojib Latif, der die Gesprächsleitung übernommen hat. Die Expertenrunde war also das verbindende Element, um die Fakten zusammenzubinden, nochmals Gesehenes Revue passieren zu lassen, die Geschichte auf die nächste Stufe zu heben. Außerdem sorgte das Wissenschaftlergespräch für Unterbrechungen, die Spannung und Dynamik schaffen. Ein Moderator hätte stärker von außen agiert, das organischere Modell war unser so genannte KAR Raum mit drei kompetenten und sympathischen Vertretern der Wissenschaft.

Sie haben diese Moderationsteile am Institut für Meereswissenschaften (IFM) in Kiel gedreht und nicht im Studio, warum?

Ursprünglich haben wir bei den KAR-Raumszenen an ein Studio gedacht. Die Lithothek im IFM Geomar hat sich dann allerdings als die viel



Erdbeben in Tokio

Das „Projekt Erde“ in der Reihe Terra X im ZDF mischte fiktionale mit dokumentarischen Elementen. So könnte Tokio nach einem Erdbeben aussehen. Wie realistisch das war, was sich die Filmemacher ausgedacht hatten, wurde anschließend von drei Wissenschaftlern ganz im Stile von Galileo Mystery erörtert.

bessere Variante erwiesen: hier sind wir an einem realen Ort, wo Wissenschaft Tag für Tag betrieben wird. Zudem hat der Raum eine wunderbare Optik und bietet für die Kamera sehr attraktive Blickwinkel..

Mussten sie die Wissenschaftler trainieren?

Nein. Wir haben es mit medienfahrenden und professionellen Wissenschaftlern zu tun. Natürlich wurde jede Szene, jede Überleitung vorher besprochen, damit die Kollegen wussten, was nehmen wir auf, und wo führen wir hin. Sicher hat es die eine oder andere Wiederholung gegeben. Aber es wurde nichts vorgeschrieben, nichts auswendig gelernt oder abgelesen.

Wird die starke Einbindung von Wissenschaftlern in Wissenschaftsformate Schule machen?

Ich glaube nicht, dass es einen Trend gibt, Wissenschaftler vermehrt in dieser Rolle agieren zu lassen. Das wird man immer von den jeweiligen Inhalten und Formaten abhängig machen. Grundsätzlich ist es natürlich ein Vorteil, wenn man auf Wissenschaftler zurückgreifen kann, die diese Rolle ausüben können

Aber gibt denn das ZDF da nicht seine Unabhängigkeit preis?

Wo sehen sie da eine Abhängigkeit? Der Verzicht auf einen Moderator bzw. der Einsatz von aktiven Wissenschaftlern in dieser Rolle zeugt von mangelnder Distanz. Sie lassen ihr Programm von Wissenschaftlern „verkaufen“!

Ich sehe hier keine mangelnde Distanz. Die Wissenschaftler agieren ja nicht im freien Raum. Die entscheidende Instanz ist letztlich die Redaktion. Wir haben auf jeden Schritt Einfluss, alles geschieht in enger Absprache. Zwischen Redaktion und den Autoren wird das Konzept entwickelt und diskutiert, natürlich wird man auch die Wissenschaftler auf der inhaltlichen Ebene zu Rate ziehen.

Es kommt uns darauf an, dem Zuschauer Inhalte klar, deutlich, spannend und überraschend zu präsentieren, ihn mitzureißen, ihm eine Welt zu öffnen, die er sonst nicht geboten bekommt. Wenn es um die Entscheidung eines geeigneten Vermittlers geht, spielen u.a. Kriterien wie Professionalität, Erfahrung und auch Bekanntheit eine Rolle. Für unser Konzept war Mojib Latif die geeignete Persönlichkeit, die Wissenschaft hier authentisch vertreten konnte.

Inwieweit kann man bei diesem Format eigentlich noch von einer Dokumentation sprechen?

Insgesamt sind die beiden Folgen des „Wilden Planeten“ sehr wohl unter dem Genre Dokumentation einzuordnen. Sicher durch die Elemente der fiktionalen Geschichte und der Gesprächsrunde ein Stück weiterentwickelt als die klassische Dokumentation. Vielleicht ein Wagnis, aber es hat sich gelohnt.

Das Interview führte Markus Lehmkuhl

Renate Marel

ist verantwortliche
Redakteurin
des Zweiteilers
„Wilder Planet“.



Spaß muss sein!

Der Klimaforscher Mojib Latif moderiert erstmals eine Fernsehsendung und glaubt nicht daran, dass seine Glaubwürdigkeit Schaden nehmen könnte.

Aus dem ZDF war zu hören, dass die beiden Episoden von „Wilder Planet“, in denen Sie mitgewirkt haben, sehr erfolgreich waren. Die Sendung über den möglichen Ausbruch des Vesuv war die bisher erfolgreichste auf diesem Sendeplatz in diesem Jahr. Wie fanden Sie sich denn selbst?

Ein bisschen fremd fühlte ich mich, muss ich sagen. Es war eben eine ganz neue Rolle, in der ich normalerweise nicht auftrete. Normalerweise bin ich O-Ton-Geber oder bin in Diskussions-sendungen dabei. Da ist man einfach spontaner als in einer solchen Sendung, wo man eine Rolle hat, in der ganz automatisch die Spontaneität ein wenig verloren geht.

Wie würden Sie denn die Rolle beschreiben, die Sie da gespielt haben?

Es ist eine Moderatorenrolle gewesen. Ich war gewissermaßen der Kitt, der die verschiedenen Teile zusammengehalten hat. Ich musste den roten Faden spinnen, der durch die Sendungen führte.

Gab es Reaktionen aus dem Kollegenkreis?

Kaum. Das lag sicher daran, dass ich ja pausenlos Fernsehen mache, und die Kollegen kennen mich in dieser Rolle. Deswegen ist Fernsehen nichts Außergewöhnliches, soweit es meine Person betrifft. Deswegen spricht mich eigentlich keiner mehr an, wenn er mich im Fernsehen gesehen hat. Natürlich, der eine oder andere sagte dann – aber das ich auch völlig normal – dass die Fragen, die ich da gestellt habe, vielleicht ein

bisschen unter meinem Niveau waren. Aber das ist eben so. Ich musste ja den Zuschauer vertreten und nicht den Wissenschaftler. Ich musste versuchen, aus meinen beiden Kollegen, die ja als die eigentlichen Experten agierten, das Interessante rauszuholen, damit auch der Zuschauer das versteht.

Worin unterscheiden Sie sich von einem professionellen Moderator?

Gar nicht! Ich denke, in diesen Gesprächsrunden war ich der Moderator. Ich weiß natürlich sehr viel über Vulkane und Erdbeben, auch wenn das nicht mein eigentliches Fachgebiet ist, in dem ich publiziere. Insofern habe ich eben ein durchaus solides Fachwissen und bin in diesen Bereichen vielleicht etwas bewanderter als es ein professioneller Moderator das sein kann, obwohl ich das letztlich nicht beurteilen mag.

Warum haben Sie diese Rolle eigentlich übernommen?

Weil es mich gereizt hat, mal etwas anderes zu machen. Wissen Sie, es macht mir ohnehin Spaß, Dinge so zu erklären, dass Laien es verstehen. Das fängt bei Kindern an, ich mache sehr gerne Kinder-Unis zum Beispiel. Aber ich halte auch sehr viele öffentliche Vorträge und bekomme fast immer das Feedback, dass die Leute es verstanden haben. Es macht mir einfach Spaß, komplizierte Dinge so aufzubereiten, dass ein großes Publikum es verstehen kann. Und in diesen Sendungen habe ich die Chance gesehen, dass ich das auch über meinen eigenen Bereich hinausgehend machen kann. Insofern war das für mich auch eine Herausforderung, außer-

dem bin ich neugierig. Deshalb habe ich das gemacht.

Es hat Sie gereizt, sagen Sie, aber als durchaus prominenter Wissenschaftler, der hochrangig publiziert, vertreten Sie ja auch das Leibniz-Institut für Meereswissenschaften, für das möglicherweise auch strategische Gesichtspunkte der öffentlichen Präsenz seiner Wissenschaftler eine Rolle spielen könnten. War Ihr Auftritt irgendwie abgestimmt?

Ich lasse natürlich unsere Presseabteilung da nicht außen vor. Aber es war meine Entscheidung, das zu machen. Nach dieser Entscheidung habe ich unsere Pressestelle involviert, aber eher begleitend, die haben mich weiter nicht beraten in dem Sinne: Mach es oder lass es! Das würde ich auch nicht akzeptieren. Ich würde nie Sachen machen, bei denen ich den Eindruck haben muss, in ein institutionelles Korsett gezwängt zu werden. Ich schätze meine Unabhängigkeit vor allem, wenn es um das Thema Klima geht. Ich bin politisch und auch organisatorisch nicht gebunden, ich kann reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist und das möchte ich auch in den Medien so machen. Das heißt: Wenn der Direktor – was er im übrigen nie tun würde – von mir verlangte, jetzt muss aber das IFM-GEOMAR sehr präsent sein und dies oder jenes musst du jetzt bitte zehn Mal sagen, dann würde ich das nicht machen.

Das Expertengespräch ähnelt in seiner Machart sehr stark „Galileo Mystery“, einem Format, das nicht sonderlich seriös ist, jedenfalls gemessen an wissenschaftlichen Kriterien. Fürchten Sie nicht, dass die großen Ähnlichkeiten mit diesem Format Ihre Glaubwürdigkeit als Wissenschaftler beschädigen könnten?

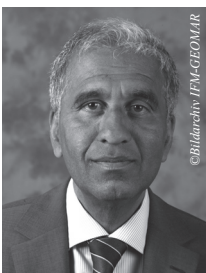
Das glaube ich nicht, allerdings kenne ich Galileo Mystery selbst gar nicht. Die Leute vom ZDF beziehungsweise von der Produktionsfirma sagten, ihre Sendung sei ein ganz neues Format. Im Prinzip ist mir das aber egal. Meine Glaubwürdigkeit als Wissenschaftler wird, glaube ich,

nicht durch meine Tätigkeit in diesen beiden Sendungen beeinträchtigt, da ist einfach zu viel Sachverstand vertreten gewesen. In beiden Sendungen waren ja, in Anführungszeichen, „Top-Leute“ dabei. Außerdem habe ich bei den Einspielern durchaus darauf geachtet, dass da nicht irgendein Blödsinn erzählt wird. Auch die jeweiligen Sprechertexte sind wir durchgegangen. Ich denke, da habe ich kein Problem. Und außerdem: Ich bin Wissenschaftler, ich bin Universitäts-Professor. Ich mache diese Dinge, weil sie mir Spaß machen, ich lebe nicht davon und bin auch nicht davon abhängig. Insofern kann ich das völlig locker sehen.

Sie sagen es: Sie sind Wissenschaftler und Universitäts-Professor. Was sagen Sie denn zu jemandem, der Ihnen vorhält, dass Sie nicht dafür bezahlt werden, im Fernsehen den Moderator zu geben?

Dem sage ich, dass er wissenschaftlich erst einmal so viel produzieren soll wie ich, dann können wir uns weiter unterhalten. Ich glaube, dass ich über jeden Zweifel erhaben bin, was meine wissenschaftliche Leistung angeht. Es gibt diverse Kennzahlen für wissenschaftliche Produktivität und Qualität, und da bin ich immer Top. Deshalb trifft dieser Einwand nicht, weil er suggeriert, meine eigentliche Arbeit würde durch solcherlei Tätigkeiten negativ beeinflusst. Das ist aber nicht der Fall.

**Mit Mojib Latif sprach
Markus Lehmkuhl.**



©Bildarchiv IFM-GEOMAR

Mojib Latif

ist Klimaforscher
am IFM-Geomar
in Kiel.

Eine faszinierende Bildershow ist zu wenig!

Von Winfried Göpfert

Das neue „Abenteuer Forschung“ im ZDF mit dem Physiker Harald Lesch als professoraler Moderatoren-Darsteller. Eine Sendungskritik

„‘Abenteuer Forschung’ ist das Flaggschiff der deutschen Wissenschaftssendungen“, so heißt es zumindest auf der Website des ZDF. Jahrelang betreute Joachim Bublath diese Reihe, die allerdings in den vergangenen Jahren seinen Namen trug. Nun ist Bublath pensioniert und das ZDF reaktiviert den alten Namen, der mit der Schwester-Sendung „Abenteuer Wissen“ (mit Karsten Schwanke) korrespondiert.

Nach den ersten beiden Sendungen ist allerdings der Unterschied schwer zu erkennen. „Abenteuer Forschung“ nennt sich zwar noch „Wissenschaftsmagazin“, tendiert aber stark in Richtung „Wissensmagazin“. Die Beiträge gruppieren sich um ein Zentralthema und scheinen nach dem Motto gestrickt „Alles zum Thema XY“. Die Texte sind mit Informationen überfrachtet und scheinen am Schreibtisch zu entstehen, nicht am Schneidetisch. So entsteht ein Informationssalat, der vom Text dominiert wird und dem Bild nur die Rolle der Illustration zubilligt. „Bebilderten Hörfunk“ haben wir das früher genannt.

Extreme Blüten zeigt dieses Treiben, wenn Sätze fallen wie „Neue Risiken – wie kann man ihnen entkommen?“ und das Bild zeigt einen aufgeregten Menschen, der die Straße hinunter rennt, offenbar auf der Flucht vor einem unsichtbaren Risiko. Oder das Satzungetüm „Wenn Krabbelkinder zielstrebig alles in den Mund stecken, was in ihre Reichweite kommt, wenn ihr Forscherdrang zu Orten führt, von denen, aus Erwachsenensicht, Gefahren drohen, ist das für Eltern blanker Horror!“ und das Bild zeigt eine schrill kreischende Frau, die aus einem Horrorfilm entnommen scheint. Da fragt man sich, wo die Regeln solider Fern-

seharbeit geblieben sind, wonach beim Film die Story vom Bild her entwickelt werden soll und der Text sich nach dem Bild zu

richten hat, nicht umgekehrt.

Diese Schwächen verwundern. Denn es wurde viel Arbeit in die Bildgestaltung investiert. Fast jede Einstellung ein brillantes Feuerwerk: atemberaubende Perspektiven, beeindruckende Tricksequenzen, Zeitraffer, Zeitlupen, Farbeffekte, Tricküberblendungen. Um den komplizierten Text und damit die Aussage des Ganzen aufzunehmen, empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit die Augen zu schließen, um den Sinn des Ganzen zu verstehen. Ein Armutszeugnis für das Medium Fernsehen.

Das alles erinnert sehr an die Untersuchung von Bernward Wember. Er hat herausgefunden, dass ein turbulenter Bilderzauber zwar beim Zuschauer das Gefühl erzeugt, einen interessanten Beitrag gesehen zu haben. Wie ein anschließender Test aber bewies, hatten die Zuschauer vom Inhalt wenig aufnehmen können. Daraus haben Generationen von Fernsehmachern gelernt. Doch die Lektion scheint in Vergessenheit zu geraten.

Mag sein, dass heute andere Sehgewohnheiten vorherrschen. Mag sein, dass es verdammt schwer geworden ist, Wissenschaftssendungen in einem Massenprogramm zur besten Sendezeit zu platzieren. Das traurige Abstellgleis von „W wie Wissen“ am Sonntag-Nachmittag zeigt deutlich, welchen Stellenwert Wissenschaftssendungen in der ARD genießen. Dennoch wünschte man sich eine journalistisch anspruchsvollere Konzeption bei „Abenteuer Forschung“ als nur den erkennbaren Willen, eine faszinierende Bildershow abzufeuern.

Welche Rolle aber spielt nun der neue Moderator? Welche Ziele verfolgt das ZDF, wenn es ausgerechnet einen Wissenschaftler vor die Kamera stellt? Vielleicht ist es noch zu früh, darüber zu urteilen. Denn die ersten beiden Sendungen hat der Professor-Moderator erkennbar wenig geprägt.

Harald Lesch ist eine Ausnahmeerscheinung, nämlich ein Hochschul-lehrer mit ausgeprägtem Sinn, ja Drang zu verständlicher Vermittlung komplizierter Inhalte. Bekannt wurde er durch seine Stehgreiferzählungen zu allen möglichen Themen aus der Wissenschaft vor laufender Kamera im Nachtprogramm des Bayerischen Fernsehens.

Er füllte dort stundenweise das Programm, er erzählte und erzählte. Es war ganz offensichtlich kostengünstiges Fernsehen: Eine Kamera, ein Mikrophon und ein Moderator, der auch Takes von 10 Minuten locker aus dem Mundwerk schüttelte. Das ist nicht despektierlich gemeint. Denn es war faszinierend. Lesch konnte spannend erzählen und brauchte wenig Hilfsmittel. Oft begnügte er sich mit einem Stück Kreide und skizzierte etwas an die Tafel. Seine Begeisterung platzte dabei aus allen Knopflöchern.

In „Abenteuer Forschung“ ist davon wenig übrig geblieben. Und wahrscheinlich geht das auch gar nicht anders. Lesch muss sich dem Konzept der Sendung unterordnen. Er spricht vorgestanzte Sätze. Wird eine Frage gestellt, dann ist es natürlich eine rhetorische Frage und es ist putzig

anzusehen, wie Lesch dabei den Kopf schief hält und schräg nach oben schaut, als überlege er sich ernsthaft die Antwort. Aber es ist nicht glaubhaft. Es ist nicht überzeugend.

Lesch spielt einen Moderator und offenbar ist er dabei so angestrengt, dass man von eigener Begeisterung oder Sorge wenig spürt. Die Persönlichkeit bleibt auf der Strecke.

Warum dann der Professor, warum kein Journalist oder ein gecasteter Schauspieler, der den Wissenschaftsvermittler gut rüberbringt? Harald Lesch bringt andere Qualitäten mit. Das ZDF muss nur den Mut haben, diese auch zuzulassen.

Das hieße nun, der Sendung ein anderes Konzept zu geben. Dabei kann sich die Redaktion getrost der eigenen Tradition versichern. Es gab in der Frühzeit des Senders eine legendäre Sendereihe, die ebenfalls von einem begnadeten Professor moderiert wurde: „Querschnitte“ von und mit Hoimar von Ditfurth. Von Ditfurth vermittelte nicht nur Fakten und schöne Bilder, er hatte etwas mitzuteilen. Er suchte nach den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft und ordnete diese Erkenntnisse in seine Weltsicht ein.

Das könnte man heute so nicht mehr machen. Aber die Wissenschaftsredaktion des ZDF könnte einige Tugenden übernehmen. Dazu müsste Lesch sehr viel stärker in die inhaltliche Aufbereitung mit einbezogen werden. Die Sendung müsste auch ihren Titel ernster nehmen. Sie heißt nicht „Abenteuer Wissen“, sondern „Abenteuer Forschung“. Davon war, zumindest in den ersten beiden Sendungen, wenig zu spüren. Und Lesch müsste sein Profil als Wissenschaftler deutlicher werden lassen, müsste deutlich machen, wo er steht und wie er die Welt sieht.

Mithin: weniger Hochglanz, mehr Aussage. Ob das ZDF dazu den Mut hat?

Winfried Göpfert

*ist emeritierter
Professor für
Wissenschaftsjour-
nalismus an der
FU Berlin*



Fernsehen zu machen ist extrem teuer, das gilt auch, vielleicht sogar besonders, für das Wissenschaftsfernsehen. Durch die Bereitstellung von ganzen Sendungen im Internet, ist der Zuschauer prinzipiell nicht länger gezwungen, zu einem bestimmten Zeitpunkt einzuschalten, er kann eine Dokumentation dann schauen, wenn er Lust hat. Zu der Konkurrenz von 30, 40 oder noch mehr Kanälen tritt die Konkurrenz der Nutzung „on demand“. Das macht es schwieriger, sehr große Zuschauerzahlen zu einem Zeitpunkt zu erreichen. Wird es bald keine aufwändigen Wissenschaftsproduktionen mehr geben, weil sie sich angesichts der Zersplitterung der Zuschauerschaft nicht mehr bezahlen lassen?

Thomas Hallet:

Es wird darauf ankommen, wie die Sender die Nutzung ihrer Produkte im Internet bewerten. Klar ist: In der klassischen „Fernsehquote“ tauchen diese Zuschauer nicht mehr auf. Sie fallen aus der Quotenstatistik raus, aber sie sind da. Und zum Teil sind

sie auch mit guten Budgets rechnen. Wenn sie aber auf Dauer weniger Erfolg haben als z.B. eine Dokusoap oder ein Quiz, dann werden sie in andere Teile des Programms verdrängt werden - und dort gibt es dann weniger Geld. Was auch dazu führen wird, dass die Attraktivität von Web-Angeboten abnehmen wird.

Risiken und Nebenwirkungen des Internet für die Wissenschaft im Fernsehen

Drei Fragen an Tom Zwießler, Helmut Riedl, Thomas Hallet und Christiane Götz-Sobel.

es wohl neue, jüngere Zuschauer, die die „zeitunabhängigen“ Angebote wie Podcast oder Web-TV nutzen.

Wird der Erfolg einer Sendung nur nach der Quote beurteilt, könnten Wissenschaftssendungen unter Druck geraten. Noch sind sie auf guten Sendeplätzen, und dort können

die auch mit guten Budgets rechnen. Wenn sie aber auf Dauer weniger Erfolg haben als z.B. eine Dokusoap oder ein Quiz, dann werden sie in andere Teile des Programms verdrängt werden - und dort gibt es dann weniger Geld. Was auch dazu führen wird, dass die Attraktivität von Web-Angeboten abnehmen wird.

Tom Zwießler:

Die gute Nachricht lautet: Es wird auch in Zukunft aufwändige Wissenschaftsproduktionen geben. Die zeitversetzte Nut-

zung im Internet bringt ja nicht nur eine Veränderung des Zuschauerhaltens, sondern auch neue Erlösquellen. Als Sendergruppe mit dem erfolgreichsten Sciencetainment-Channel in Deutschland, ProSieben, sehen wir dieser Entwicklung sehr positiv entgegen. Und was die Zu-

schauer angeht ein Beispiel aus der Praxis: Galileo, das tägliche ProSieben Wissensmagazin, ist ein erfolgreiches Podcast-Angebot und gehört zu den Top5 der FreeVoD-Angebote auf ProSieben.de. Das hat unseren Marktanteilen im Free-TV aber überhaupt nicht geschadet. Im Gegenteil: Galileo, das dieses Jahr seinen 10. Geburtstag feiert, konnte sich gegenüber dem Vorjahr sogar steigern - trotz oder vielleicht gerade wegen der gestiegenen Nutzungsmöglichkeiten. Gerade Dokumentationen sieht man sich gerne gezielt zu einem passenden Zeitpunkt an, deswegen stellen wir schon jetzt unseren Science-Content nicht nur im Fernsehen zur Verfügung, sondern auch im Internet oder diversen mobilen Endgeräten, nach dem Motto: anytime, anywhere.

Christiane Götz-Sobel:

Dass die Nutzung „on demand“ in absehbarer Zeit die Ausstrahlung von Wissenschaftssendungen zu ihrer Sendezeit im Fernsehen überflüssig machen könnte, ist noch nicht zu erkennen. Die Möglichkeit, Sendungen nach Belieben aufzuzeichnen, hat in der Vergangenheit auch nicht dazu geführt, dass eine große Zahl von Zuschauern die Rolle des „Programmdirektors“ einnahm und sich zuhause ein individuelles, zur gewünschten Uhrzeit verfügbares Programm zusammenstellte. Das Gefühl, an einem Gemeinschaftserlebnis teilzuhaben - auch wenn die Gemeinschaft durch die Vielfalt der Angebote kleiner geworden ist - lässt die große Mehrheit noch immer in das laufende Programm einschalten. Da sich insbesondere die jüngere Generation aber zunehmend dem Internet zuwendet, ist es gerade für Wissenschaftsformate wichtig, auch dort präsent zu sein. Zumal Wissenschaftsthemen bei dieser Zielgruppe auf großes Interesse stoßen. Während die Wissenschaftssendungen im ZDF am Mittwoch Abend etwa zwei Millionen Zuschauer anziehen, greifen auf die „Streams“ im Internet innerhalb von einer Woche derzeit - etwa im Fall von „Abenteuer Forschung“ - ca. 60.000 Nutzer zu. Eine beachtliche Zahl. Außerdem werden die sendebegleitenden Informationen, insbesondere interaktive Angebote,

im Netz ausgiebig genutzt. So ist das Internet eine notwendige Ergänzung zur klassischen TV-Ausstrahlung. Durch die interaktiven Möglichkeiten bietet es Nutzungsqualitäten, die über die der TV-Nutzung hinaus gehen. Da die Berichterstattung über relevante Entwicklungen und deren Bedeutung zu den Kernkompetenzen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zählt, wird es aufwändige Wissenschaftsproduktionen auch in Zukunft geben.

Helmut Riedl:

Eine „special-interest Wissenschaftskommunikation“ gibt es im TV ohnehin nicht mehr. Jeder Magazinbeitrag und in noch stärkerem Maße jede TV-Dokumentation muss heute so gemacht sein, dass er auch ohne spezielle fachliche Vorkenntnisse zu verstehen ist. Attraktiv wird er gerade dadurch, dass er auf unterhaltsame Weise Wissen über ein relevantes Forschungsgebiet an Menschen außerhalb dieses Fachs weitergibt. Noch sehe ich die Gefahr der Übersättigung des TV-Marktes mit Wissenschaftsthemen nicht. Im Gegenteil: Das Internet ist für besonders interessierte und hochspezialisierte, nonlineare Seher eine zusätzliche Möglichkeit.

Früher machte man Bildungsfernsehen, das sich fast ausnahm wie eine bebilderte Vorlesung. Dieses Fernsehen war vielleicht informativer als heute, aber sicher auch weniger unterhaltsam. Halten sie es für möglich, dass die Möglichkeiten der Nutzung on demand, die ja stärker getrieben ist von einem thematischen Interesse, einem Bildungsfernsehen neuen Boden bereiten könnte?

Helmut Riedl:

Die Nutzung on demand ist für die Macher von Bildungsfernsehen ganz klar eine Bereicherung - so sie von der Rundfunkpolitik zugelassen wird (siehe Beitrag von Christian Katzenbach in dieser Ausgabe). Beim SWR ist im Bereich des Bildungsfernsehens die Integration von klassischem TV, Multimediaanwendungen für die Schule und Bereitstellung der Filminhalte auf dem Internetportal „Planet

Schule“ bereits Realität - zum Nutzen der bildungsinteressierten Zuschauer bzw. User. Hier erwarte ich künftig auch ein noch stärkeres Engagement der Verleger. Sie wollen ihre vorhandenen Bildungsinhalte neu vermarkten und glauben, deshalb den Öffentlich-Rechtlichen das Engagement im Internet verbieten zu müssen.

Christiane Götz-Sobel:

Zwei Tendenzen zeichnen sich zu jeder Zeit ab: Jedesmal, wenn technische Entwicklungen neue Optionen bieten, wird sich die Darstellung von Inhalten sukzessive die neuen Möglichkeiten zunutze machen. Die „bebilderte“ Vorlesung war eben schon anschaulicher (und unterhaltsamer?) als Hörfunk. Und: Je größer das Angebot wird, um so spezifischer können Nutzer etwas wählen, das ihren Interessen am nächsten kommt. Zu der Möglichkeit, heute ein TV-Programm übers Internet „on demand“ zu nutzen, könnten perspektivisch differenzierte Angebote für verschiedene Interessen hinzukommen. Die Chance, sich mit den Themen eingehender zu beschäftigen, sich im besten Sinne weiter zu bilden, liegen in den technischen Möglichkeiten begründet. Die Chance zu nutzen, bleibt die Entscheidung eines jeden „Users“. Bildungsfernsehen - oder besser Bildung mittels audiovisueller Medien - wird es weiterhin geben. Die Gestalt der Angebote und die Art ihrer Nutzung wird sich - auch getrieben durch die Möglichkeiten des Internets - weiter wandeln.

Tom Zwießler:

Absolut. Es werden neue Nischen entstehen. Neben den großen, publikumswirksamen Primetime-Dokumentationen wird es auch einen neuen Markt für speziellere Themen geben im PayVoD. Hier kommt es ja nicht mehr nur darauf an, kurzfristig sehr hohe Zuschauerzahlen zu erreichen. Das ist ein langfristiges Geschäft, in dem special interest Dokumentationen ihren festen Platz haben werden. Das PayVoD-Angebot unserer Gruppe, maxdome, hat bereits eine großartige und umfangreiche Bibliothek mit Dokumentationen on demand. Hier finden Interessierte wirklich alles. Die Titelliste liest sich

wie das Who's Who der weltweiten Science-Produzenten: National Geographic, BBC, Discovery, History Channel - Dokufreunde können hier fündig werden!

Thomas Hallet:

Ja. Aber ein öffentlich-rechtlicher Sender wie der WDR könnte hier noch viel mehr erreichen. Noch sind die Strukturen so, dass eine Fernsehredaktion das online-Geschäft „nebenbei“ mitmacht. Das wird aber den Möglichkeiten des Internets und den Erwartungen seiner Nutzer nicht gerecht. Richtig stark wären wir, wenn wir die Themen, die wir z.B. für „Quarks & Co“ auf den Sender bringen, um attraktiven multimedialen Content erweiterten. Dann würden sie z.B. noch interessanter und besser nutzbar für Schulen und Universitäten.

Sehen sie Chancen für das Wissenschaftsfernsehen, die aus dem Internet erwachsen?

Tom Zwießler:

Und ob! Das jüngste Beispiel ist die ProSieben Dokureihe „Sexreport 2008“, die in Zusammenarbeit mit der deutschen Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung DGSS und der City University of London entstanden ist.

Die Herausforderung für die Dokumentarfilmer war, dass es keine umfangreiche und wissenschaftlich gesicherte Datenbasis zum Sexualverhalten der Deutschen gab. Deswegen entschlossen sich die Autoren und der Sender ProSieben, eine online-Umfrage im Internet zu starten. Das Feedback war gigantisch: 56 000 Teilnehmer zwischen 16 und 75 Jahren haben den Fragebogen anonym im Internet ausgefüllt - damit war die größte wissenschaftliche Sexstudie geboren, die es je in Deutschland gab. Das ist nur ein Beispiel für die enormen Chancen, die das Internet für das Wissenschaftsfernsehen bietet. In anderer Hinsicht kann das Internet der Ort sein, in dem die Bildung vertieft wird. Fernsehen ist ja in erster Linie kein Bildungsmedium. Ein 10 Minutenbeitrag in Galileo kann ja unmöglich alle Fragen zu einem Thema klären. Wer dann tiefer einsteigen will, kann im Netz weitergraben. Hier-

für bietet ProSieben.de zum Beispiel links und Verknüpfungen zur Max-Planck Gesellschaft mit dem Internetangebot: maxwissen.

Christiane Götz-Sobel:

Zunächst einmal wird das Fernsehen auch für Wissenschaftssendungen auf absehbare Zeit eine wichtige Plattform bleiben. Die Möglichkeiten, die das Internet bietet, sind gerade für jüngere Zielgruppen und für wissenschaftliche Zuschauer attraktiv (Nutzen „on demand“, Zusatzinformationen, Interaktivität). Und schließlich lässt sich bei den rasanten, manchmal auch umstrittenen Entwicklungen in der Wissenschaft über das Internet ein wachsendes Informations- und Diskussionsbedürfnis zeitnah bedienen. Die Aufbereitung von wissenschaftlichen Inhalten wird nicht mehr für eine Plattform alleine Aufgabe von Wissenschaftsredaktionen sein, die Entwicklung wird vernetztes Denken und Arbeiten fordern. Das Wissenschaftsfernsehen wird als „Wissenschaft-fern-sehen“ ganz sicher auch künftig eine wichtige Rolle spielen.

Thomas Hallet:

Eindeutig ja. Das jüngere Publikum kennt eine Sendung wie „Quarks & Co“ kaum noch aus dem WDR-Fernsehen. Als Podcast-Version ist sie jedoch sehr stark verbreitet. Und auch die Zugriffszahlen auf www.quarks.de und dessen großes Archiv sind beeindruckend. Wer sich für seriöse und gut gemachte Wissensthemen interessiert, der muss nicht mehr die Sendung einschalten - er findet auf anderem Weg zu uns.

Helmut Riedl:

Das Internet wird das Wissenschaftsfernsehen stark verändern, nicht im kommenden oder übernächsten Jahr, aber mit der fortschreitenden Erleichterung des Marktzugangs werden viele Universitäten und Forschungseinrichtungen ihre Inhalte eigenverantwortlich publizieren wollen (und evtl. sogar müssen!) - auch visuell. Aus diesem Rohstoff können sich dann wieder eigene Redaktionsteams bedienen und Sendungen/Fernsehleinwände usw. anbieten. Schon heute hat das

Internet bei bestimmten Themen einen klaren Medienvorsprung durch seine Schnelligkeit, Vielschichtigkeit und Tiefe. Wenn dann noch visuelle Beiträge passend eingebunden werden können....., wie heißt es doch so schön: ein Bild sagt mehr als tausend Worte! Aber auch eine solche Entwicklung muss nicht das aus bedeuten für herkömmliches Wissenschaftsfernsehen - solange dieses gut gemacht wird und dem Zuschauer jedes Mal beweist, dass es sich wieder gelohnt hat, einzuschalten.

Die Fragen stellte Markus Lehmkuhl

Christiane Götz-Sobel

ist Vorsitzende
der wpk und leitet
die Redaktion
Naturwissenschaft
und Technik im
ZDF.



Thomas Hallet
ist Chef der
Programmgruppe
Wissenschaft beim
Westdeutschen
Rundfunk.

Helmut Riedl
ist Planungs-
koordinator des
Wissenschafts-
magazins nano.



**Thomas
Zwießler**
ist Senior Vice
President Factual
bei der
ProSiebenSat1
Media AG.

Online für eine Woche: TV und Radio im Netz

Von Christian Katzenbach

Die Ministerpräsidenten begrenzen die öffentlich-rechtlichen Aktivitäten im Internet auch bei Bildung und Wissenschaft ausgerechnet dort, wo die großen gesellschaftlichen Potenziale des Netzes liegen

Die Debatte hat hohe Wellen geschlagen: Das eine Lager sprach von „Zensur“ und „willkürlicher Amputation“, das andere meinte gar, die „Enteignung der freien Presse“ dämmere am Horizont. Tatsächlich ging es bei der Novellierung des Rundfunk-Staatsvertrags um einiges: Was dürfen die öffentlich-rechtlichen Anstalten im Internet und was nicht? Es ging also um nichts geringeres als die erste Formulierung eines ordnungspolitischen Rahmens, der die Grundsätze und Regelungen des Dualen Rundfunksystems an das Internet-Zeitalter anpasst. Die Neufassung des Staatsvertrags sollte Ordnung in die Unübersichtlichkeit der Netz-Aktivitäten bringen. Aber hat sie das tatsächlich geleistet?

Jede Anpassung der Rundfunkordnung in Deutschland schleppt einiges mit sich. Die „Rundfunk-Urteile“ des Bundesverfassungsgerichts haben die Ausgestaltung der Rundfunkordnung wesentlich geprägt – und den öffentlich-rechtlichen Anstalten dabei regelmäßig großen Spielraum für ihre Aktivitäten gelassen; einen kaum begrenzten Programmauftrag, eine unantastbare Programmautonomie und eine Bestands- und Entwicklungsgarantie können die öffentlich-rechtlichen Anstalten mit in die digitale Zukunft nehmen. Erst im vergangenen Jahr betonte das oberste Gericht noch einmal, dass diese Grundsätze auch angesichts neuer Technologien und Formate bestehen bleiben (BVerfG, 2270/05 vom 11.9.2007, 213).

Gleichzeitig muss die Anpassung der deutschen Rundfunkordnung auch den Vorgaben der EU-Kommission genügen. Die Kommission betrachtet die Finanzierung des öffentlich-rechtlichen

Rundfunks über Gebühren grundsätzlich als staatliche Beihilfen, die im Wirtschaftsraum der EU nur unter strengen Bedingungen erlaubt sind. Wettbewerbs-Kommissarin Neelie Kroes setzte im April ein Beihilfe-Verfahren gegen die Bundesregierung nur unter der Maßgabe aus, dass der Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks präziser definiert und die Verwendung der Gebühren- und Werbeeinnahmen transparenter dokumentiert werden. Gleichzeitig formulierte die EU-Kommission die Auflage, dass neue Digital-Angebote der Öffentlich-Rechtlichen einem Prüfverfahren unterzogen werden. In diesem „Drei-Stufen-Test“ gilt es zu prüfen, ob neue Dienste

1. einen gesellschaftlichen Mehrwert bieten und somit inhaltlich Bestandteil des öffentlich-rechtlichen Funktionsauftrags sind, ob sie
2. den publizistischen Wettbewerb bereichern, ohne andere Anbieter vom Markt zu verdrängen und
3. der publizistische Mehrwert in einem sinnvollen Verhältnis zum finanziellen Aufwand steht.

Wer sich über die bisherigen Regelungen zu öffentlich-rechtlichen Online-Aktivitäten informieren wollte, musste schon eine Weile suchen. Der Funktionsauftrag der Sender war 1998 um den unauffälligen Zusatz ergänzt worden, dass „programmbegleitend Druckwerke und Telemedien mit programmbezogenem Inhalt“ angeboten werden können. Darauf basierten bis zur Ratifizierung des neuen Vertrags die kompletten Online-Aktivitäten der öffentlich-rechtlichen Sender. Nur ein Zusatz im Anhang des 8. Rundfunkänderungs-Staatsvertrag aus dem Jahr 2004 ergänzte diesen knappen Satz. ARD, ZDF und Deutsche Welle hatten dort eine Selbstverpflichtung abgegeben, künftig nicht mehr als 0,75 Prozent

ihrer Etats für Online-Angebote zu verwenden.

Kompromiss erlaubt auch Online-Unterhaltung

In einem Punkt waren sich alle Akteure deshalb auch weitgehend einig: Eine Neuregelung der Online-Verhältnisse war nötig. Nur: Wie dieser ordnungspolitische Rahmen für den Online-Bereich auszusehen hat, darüber könnten die Ansichten nicht weiter auseinander liegen. Die Verleger warnten in einer gemeinsamen „Münchener Erklärung“, „durch die ständige Expansion des öffentlich-rechtlichen Rundfunks“ sei „die freie und unabhängige Presse in Deutschland in Bestand und Entwicklung bedroht.“ Deshalb forderten sie eine strikte Begrenzung des Online-Angebots auf sendungsbezogene Inhalte und einen einklagbaren Verzicht auf „pressemäßige Berichterstattung“. Die öffentlich-rechtlichen Anstalten hingegen verwiesen auf ihre verfassungsgerichtlich verbriefte Bestands- und Entwicklungsgarantie und argumentierten, dass bei engen Grenzen für ihre Online-Aktivitäten ihr Funktionsauftrag im Zeitalter des Netzes nicht mehr erfüllbar wäre.

Eine Debatte auf mehreren Feldern

Wie sieht nun der Kompromiss aus, auf den sich die Ministerpräsidenten geeinigt haben? (Wann denn? Ist das nun durch?) Im Kern steht die Unterscheidung zwischen sendungsbezogenen und nicht-sendungsbezogenen Angeboten: Mit sendungsbezogenen Angeboten dürfen die öffentlich-rechtlichen Anstalten im Netz fortan weiterhin frei hantieren. Die einzige Einschränkung: Diese Angebote müssen nach sieben Tagen wieder aus dem Netz genommen werden. Sollen die Inhalte länger verfügbar sein, müssen eigene „Telemedienkonzepte“ entwickelt werden, die den oben beschriebenen Drei-Stufen-Test zu durchlaufen haben. Angebote ohne Sendungsbezug

sind grundsätzlich nur mit Telemedienkonzept und Drei-Stufen-Test zulässig. Auch eigens für den Online-Bereich entwickelte Unterhaltungsangebote sind dabei möglich. Die lang diskutierte Beschränkung der öffentlich-rechtlichen Online-Angebote auf die Bereiche Information, Bildung und Kultur wird es also nicht geben, der Programmauftrag bleibt auch für das Netz grundsätzlich breit. Welche Auswirkungen der Drei-Stufen-Test, der ja unter anderem den Beitrag des Angebots zum „publizistischen Wettbewerb in qualitativer Hinsicht“ prüfen soll, auf Unterhaltungsangebote haben wird, ist noch nicht abzusehen. Klar ist aber, dass darüber die Anstalten weitgehend selbst entscheiden. Die öffentlich-rechtlichen Gremien führen die Prüfung selbst durch – im Gegensatz etwa zum „Public-Value-Test“ der BBC, der von einem externen Gremium verantwortet wird. Zudem sieht die Regelung eine Negativliste von Angeboten vor, die den öffentlich-rechtlichen Anstalten im Netz nicht erlaubt sind. Darunter finden sich etwa Anzeigenportale und Partnerbörsen, „Bewertungsportale für Dienstleistungen, Einrichtungen und Produkte“ und „Ratgeberportale ohne Sendungsbezug“.

Auswirkungen auf Wissen und Bildung im Netz

Die Auswirkungen dieser Regelung für die Online-Welt insbesondere im Bereich Wissen und Bildung sind schwer abzuschätzen. Es liegen bislang kaum Erfahrungen mit dem zentralen Instrument, dem Drei-Stufen-Test, vor, der ja für alle nichtsendungsbezogenen Angebote durchzuführen ist. Klar ist aber, dass der Funktionsauftrag der Öffentlich-Rechtlichen nun grundsätzlich und explizit auch das Netz umfasst. Die Sender sind hier nicht mehr an die bisherige (ohnein sehr schwammige) „Programmbegleitung“ gebunden, sondern können – unter Anwendung des Drei-Stufen-Tests – eigens Konzepte für das Netz entwickeln. Auch die Deckelung des Online-Etats auf 0,75 Prozent der Gesamtausgaben entfällt. Es sind also durchaus Im-

pulse zur Förderung der gesellschaftlichen Kommunikation im Netz von den öffentlich-rechtlichen Sendern zu erwarten.

Ob diese besonders dem Bereich der Bildung und Wissenskommunikation zugute kommen werden, ist allerdings zu bezweifeln. Die Programmstrategie der Anstalten basiert ja derzeit stark auf dem „Share of Voice“-Paradigma und damit der Bevorzugung von Angeboten mit großer Reichweite. Zudem ist nun der Programmauftrag der Öffentlich-Rechtlichen auch für das Netz grundsätzlich so weit gefasst wie auch für den traditionellen Rundfunk.

Besonders ärgerlich an der nun vorliegenden Regelung ist, dass die Begrenzung der öffentlich-rechtlichen Aktivitäten an einer Stelle erfolgt, die gerade die großen gesellschaftlichen Potenziale des Netzes ungenutzt lässt. Alle sendungsbezogenen Angebote müssen grundsätzlich nach sieben Tagen aus dem Netz genommen werden. Die riesigen Archive der öffentlich-rechtlichen Anstalten gefüllt mit mal mehr, mal weniger wertvollen Sendungen werden immer weiter wachsen, ohne dass die Allgemeinheit darauf Zugriff hat – obwohl sie die Produktion der Sendungen über die Gebühren weitgehend finanziert hat. Welcher großer gesellschaftlicher Gewinn wäre ein durchsuchbares Archiv der Tagesschau, von Sondersendungen, Eigenproduktionen, Wissenschaftsmagazinen und vielem mehr

– und wie klein dagegen die Kosten für die Infrastruktur. Die Selbstbeobachtung der Gesellschaft in audiovisuellen Medien über den Zeitverlauf nachvollziehbar zu machen, würde dem Auftrag der öffentlich-rechtlichen Anstalten in vollendeter Weise entsprechen. Die Nutzungsmöglichkeiten in Schulen und Universitäten, in Bildung und Wissenschaft, genauso wie in der Kultur, aber auch dem privaten Bereich wären heute noch gar nicht absehbar. Und das ist ja gerade das Wertvolle am Netz: Es ist als technisches Medium völlig unterdeterminiert und damit völlig offen für alle möglichen Anwendungsszenarien. Gerade jetzt im so genannten „Web 2.0“, wo ein Großteil der Netzaktivitäten auf dem Teilen, Kommentieren und Weiterverwenden von bestehenden Inhalten basiert, könnten die öffentlich-rechtlichen Anstalten mit ihrem Fundus an Inhalten einen erheblichen Beitrag zur kulturellen Vielfalt im Netz leisten. Die vorliegende Neufassung des Rundfunkstaatsvertrags macht ihnen das nicht leichter.

Christian Katzenbach

ist wissenschaftl. Mitarbeiter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der FU Berlin.



Maulkorb oder Recherchehilfe?

Von Volker Stollorz

Hans Schöler und das Embargo: Sinn und Unsinn eines aktuellen Streits

Dass sich ein Wissenschaftler über einen Bericht eines Journalisten ärgert, kommt immer wieder mal vor. Im Kampf um öffentliche Aufmerksamkeit hat es frisches Wissen aus der Forschungsmühle oft schwerer als Fußballergebnisse oder die aktuellen Börsenkurse. Ein klassischer

Ausweg aus diesem journalistischen Dilemma ist die Übertreibung, die Ankündigung eines angeblichen „Durchbruchs“ in der Forschung. Dieses Phänomen kann man auf allen Seiten des Debattengrabs in der Stammzellforschung in Reinkultur besichtigen. Die Zahl der angekündigten Durchbrüche im Labor ist dort kaum noch zählbar, die realen Fortschritte dagegen wohl. Immer öfter entstehen Hypes durch die Wissen-

schaftler oder ihre institutionellen Lautsprecher selbst. Manchmal aber helfen auch Journalisten nach.

Der Star der deutschen Stammzellforschung hat sich im Sommer über einen Artikel in der FAZ erregt, den der Ressortleiter Natur und Wissenschaft veröffentlicht hat. Joachim Müller-Jung hatte auf der Seite 1 der FAZ einen Durchbruch verkündet, der in den Augen von Hans Schöler keiner war. Zumindest nicht der, über den der Journalist seine Leser informiert habe. Zudem seien seine viel versprechenden Daten – also der eigentliche Durchbruch – zum Zeitpunkt der Tagung noch vorläufig und unveröffentlicht gewesen.

Eine offene Debatte über frische Daten unter Wissenschaftlern müsse auch ohne nachfolgende Schlagzeilen möglich sein, ärgerte sich der Direktor des Max-Planck-Instituts für Molekulare Medizin. Es sei der Sinn von Wissenschaftsmagazinen wie Science oder Nature, experimentelle Daten mit Hilfe unabhängiger und kompetenter Gutachter auf ihre Stichhaltigkeit zu untersuchen. Erst danach sinke das Risiko für Irrtümer und Fehler. Reporter sollten daher aufgeschnappte unveröffentlichte Daten solange als unter Embargo stehend betrachten, bis deren Prüfung durch Fachzeitschriften abgeschlossen sei. Die Folgerung: Der FAZ-Bericht wäre besser gar nicht erschienen, meint Schöler.

Die Klage von Deutschlands prominentestem Stammzellforscher wäre vermutlich in den Redaktionsstuben verhallt, wenn er nach dem Vorfall nicht etwas Überraschendes getan hätte. Er nutzte eine öffentliche Pressekonferenz, um den dort versammelten Journalisten eine Idee zu präsentieren. Er schlug vor, für wissenschaftliche Vorträge über noch unveröffentlichte Forschungsergebnisse auf bestimmten wissenschaftlichen Tagungen künftig auch hierzulande eine schriftliche Vertraulichkeitsverpflichtung für Journalisten einzuführen. Das sei etwa bei Gordon-Konferenzen oder auf Keystone-Meetings in den USA schon länger üblich, damit dort unfertiges Rohmaterial der Forschung offen diskutiert werden könne.

Journalismus oder Wissenschaft: Wer bestimmt Themen und Timing der Berichterstattung über Wissenschaft?

Ob dieses frommen Wunsches brach sofort ein Sturm der Entrüstung bei den deutschen Journalisten los. „Maulkorberlass“, „Paternalismus“, „Verbot unabhängiger Berichterstattung“ lauteten einige der Vorwürfe. Die Wut der Kollegen entlud sich in zahlreichen Artikeln. Offenbar hatte Schöler in ein Wespennest gestochen. Die Frage bleibt allerdings, in welches? Mein Verdacht lautet: Wenn es richtig ist, dass Wissenschaftsjournalisten Horchposten an der Membran zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sind, dann dürfte es durch den ständig stärker anschwellenden Grenzverkehr künftig vermehrt zu Reibungen und Missverständnissen zwischen beiden Sphären kommen. Eines dieser Grenzverkehrsprobleme ist die Frage, wer die Öffentlichkeit wann über neue Ergebnisse aus der Wissenschaft informieren soll. Ein besonders in der Medizin virulentes Problem. Dahinter steckt im Kern die tiefere Frage, wer die Berichterstattung über Wissenschaft künftig beherrschen soll.

Darüber lässt sich trefflich philosophieren. Handlicher ist die Frage, wem Embargos eigentlich nutzen. Schöler hatte ja nicht vorgeschlagen, dass Journalisten bei spannenden wissenschaftlichen Tagungen künftig draußen bleiben sollen. Er forderte stattdessen nur eine neue Art von erweitertem Embargo. Danach sollten Journalisten die „Möglichkeit haben, sich umfassend auf solchen Konferenzen zu informieren, damit sie später – wenn die Befunde ausreichend bestätigt und untermauert werden konnten – fundiert darüber berichten können.“ Diejenigen Journalisten, die über ein Thema berichten wollen, würden dadurch Zeit gewinnen, solide zu recherchieren und beispielsweise auch andere Wissenschaftler zu befragen, was sie von

der jeweiligen Entdeckung eines bestimmten Forschers halten.

Was also spricht für oder gegen ein Journalisten-Embargo für unveröffentlichte Daten, die auf bestimmten Forscher-Meetings diskutiert werden? Der Journalist Vincent Kiernan hat in seinem lesenswerten Buch „Embargoed Science“ beleuchtet, wie es dazu kam, dass wissenschaftliche Zeitschriften Journalisten vorab Aufsätze zur Verfügung stellen. Sie verschaffen Journalisten damit exklusiven Zugriff auf unveröffentlichte Artikel, die erst ein paar Tage später veröffentlicht werden. Im Gegenzug müssen Journalisten zusagen, unter Embargo erhaltene Informationen erst zu dem Stichtag zu veröffentlichen, den die Zeitschrift bestimmt hat.

Es waren die Wünsche der Wissenschaftsjournalisten und das Eigeninteresse des Forschungsestablishments, die gemeinsam eine soziale Konstruktion schufen, die wir bis heute als Embargo-System akzeptieren.

Es gibt wenige Institutionen, denen die Öffentlichkeit eine derart hohe Autonomie zugesteht wie der Wissenschaft. Forschungskommunikation richtet sich nicht in erster Linie an Bürger, sondern an die Peers der jeweiligen Fachdisziplin. Wissenschaft hat bei ihrer Suche nach wahrem Wissen zunächst kein Publikum außer der Wissenschaft selbst. Wissenschafts- und Medizinjournalisten stehen daher generell unter einem erheblichen Einfluss wissenschaftlicher Experten, die ein Quasi-Monopol besitzen bei der Frage, was als sicheres Wissen gelten soll.

Am Beginn des professionellen Medizin- und Wissenschaftsjournalismus in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts war es für Journalisten daher wichtig, die Autorität von Wissenschaftlern anzuerkennen, um diese zur Kooperation bei

der Berichterstattung zu bewegen. Journalisten betonten damals, dass sie eine sachliche und akkurate Berichterstattung über wichtige Entdeckungen wünschten und dazu vorläufige Kopien zu publizierender Artikel bräuchten. Zunächst verweigerten sich Wissenschaftler diesem Ansinnen der ersten Wissenschaftsjournalisten. Aber bald erkannten Forscher und Offizielle ihren Vorteil darin. Mit Hilfe eines Embargos hofften sie den Fluss der Nachrichten aus der Wissenschaft an die Öffentlichkeit leichter kontrollieren zu können. Es waren demnach die Wünsche der Wissenschaftsjournalisten und das Eigeninteresse des Forschungsetabliments, die gemeinsam eine soziale Konstruktion schufen, die wir bis heute als Embargo-System akzeptieren.

*Hinter jedem Embargo
lauert der Wunsch
der Journalisten,
aus den
selbst auferlegten
Zwängen desselben
auszubrechen.*

Bis heute betonen Anhänger von Embargos, das Stillhalteabkommen erleichtere eine gründlichere Berichterstattung über wichtige wissenschaftliche Forschungen. Embargos reduzieren zudem den Stress für Berichterstatter. Im Grunde kann heute ein Wissenschaftsjournalist jeden Tag eine tagesaktuelle (exklusive) Geschichte schreiben, indem er einfach jeweils eine neue Nachricht auswählt, deren Embargo an diesem Tag fällt. Dafür genügt ein Blick auf die Website eurekaalert.org.

Doch es gibt noch mehr praktische Gründe für Journalisten, das Stillhalteabkommen der Embargos zu akzeptieren. Ein Embargo verschafft Journalisten mehr Zeit, redaktionell zu planen und zu recherchieren. Das Embargo schützt auch davor, von einem Kollegen gescoopt zu werden. Zwar weiß eigentlich jeder Wissenschaftsjournalist, wie künstlich der

Berichtsanlass einer Publikation in einer Zeitschrift in Wahrheit ist. Die Vorarbeiten eines wissenschaftlichen Artikels dauern oft Jahre. Auch zirkulieren die Ergebnisse meist längst in Fachkreisen und auf Tagungen und Kongressen. Trotzdem schafft ein Embargo ein Ereignis mit hohem eigenen Nachrichtenwert, dessen Verführungskraft für Journalisten mit dem Impact-Faktor der Zeitschrift steigt. Gerade weil wissenschaftliche Aktualität durch ein Embargo künstlich konstruiert ist, kann es als journalistisch willkommener Hebel dienen, um Kollegen in der Redaktion von der Wichtigkeit eines Themas aus der Forschung überzeugen zu können.

„Die Geschichte zu schreiben, dass X heute entdeckt wurde, ist eine Fiktion“, schrieb der Wissenschaftsjournalist Howard Simon schon 1966. Die aktuelle „Science-Story“ von heute sei etwas, worüber Journalisten wider besseres Wissen ständig schreiben würden, einfach weil sie in den traditionellen Bahnen der Redaktionsroutinen verhaftet dächten. Hinter jedem Embargo lauert der Wunsch der Journalisten, aus den selbst auferlegten Zwängen desselben auszubrechen.

Neben den Journalisten und Wissenschaftlern profitieren vor allem die Zeitschriften selbst von ihren Embargos. Einen weiteren wichtigen Aspekt sollten Journalisten bei aller Debatte nicht vergessen: Ein Embargo ist im Grunde das Eigentum von Presseoffizieren von Wissenschaftszeitschriften.

*Embargos erhöhen
die Wahrscheinlichkeit,
dass ein Thema
ausgewählt wird.*

Sie steuern, was sie wann öffentlich machen. Institutionen nutzen Embargos immer dann, wenn sie ihre Resultate im bestmöglichen Licht erscheinen lassen wollen. Zudem werden Informationen unter Embargo im Journalismus wie Exklusivinformationen behandelt und erlauben es den Magazinen daher, die Aufmerksamkeit der Journalisten (leichter) zu

fokussieren. Viele wissenschaftliche Verleger nutzen längst den angenehmen Effekt, dass sie mehr ihrer Artikel in der Presse wieder finden, wenn Sie einige Veröffentlichungen unter Embargo verteilen. Anhand von Open-Access-Publikationen in der Biomedizin kann man diesen eigentlich absurden Trend sehr schön nachweisen. So experimentierte das Portal Biomed Central im Jahr 2000 erstmals damit, Artikel sofort nach der Begutachtung durch Peer Reviewer und noch vor der Publikation in Print online zu stellen. Journalisten bekamen vorab kostenfrei Zugriff auf die Online-Paper, beachteten sie aber trotzdem nicht. Erst nachdem man 2003 noch ein Embargo-System zwischen Begutachtung und Online-Veröffentlichung zwängte, stieg die Press-Coverage messbar an.

Offenbar erleichtern mit Sperrfrist und Anschmecker frei Haus gelieferte Artikel die Themenauswahl und die Recherche im Journalismus. Die Kehrseite dieser Praxis ist natürlich, dass „Embargoed Science“ heute in großem Umfang beeinflusst, was in Medien über Wissenschaft publiziert wird und was nicht. Der Selektionsfilter wird verschoben in Richtung Wissenschaft. Dabei wäre es keinem Reporter verboten, Embargos zu ignorieren, deren Inhalte er nicht kennt. Würde ein Journalist ohne Embargoinformation, was „Nature“ oder „Science“ nächste Woche publizieren, dann wäre er völlig frei darüber zu schreiben, sobald er Kenntnis von der Neuigkeit erhält. Robin McKie, Wissenschaftsreporter bei der Zeitschrift Observer der Sunday Times, verweigert sich dem Embargosystem, akzeptiert keinen vorzeitigen Zugang zu Artikeln. Die meisten seiner Geschichten, erzählte McKie dem Buchautor Kiernan, entstünden durch Vorträge, die Forscher bei öffentlichen wissenschaftlichen Tagungen gehalten hätten. So gelang es ihm manchmal, Embargos zu umgehen. So kam er etwa zu seinem größten Scoop über die Geburt des Klonschafs Dolly, über die der Observer vorab berichten konnte, ohne mutwillig das von Nature verhängte Embargo zu brechen. McKie hatte die Story exklusiv, weil er auf einer wissenschaftlichen Tagung erste Ge-

rüchte über die Weltsensation aufgeschnappt hatte.

Genau diese ohnehin aufwendigere Vorort-Recherche könnte sich theoretisch mit Schölers Vorschlag nun noch seltener lohnen. Zwar dürfte die Zahl der wirklichen Streitfälle vermutlich winzig sein. Aber offenbar speist sich ein Teil der Wut über Schölers Vorschlag aus dem Gefühl, dass aus Zeitnot und aufgrund sinkender Reisebudgets heute weniger Kollegen als früher zu wissenschaftlichen Tagungen reisen. Der Wissenschaftsjournalismus hat sich schon ziemlich lange dem Diktat der Agendasetter aus der Wissenschaft unterworfen. Während man sich im hektischen Alltag längst bequem am großen Busen der Embargos nährt, träumt die Szene aber weiter von dem Ideal der freien, unabhängigen Recherche.

*Was hat die Öffentlichkeit,
also das Publikum,
von einem
Embargo-System?*

Die Trumpfkarte aller Embargobefürworter ist der Ruf nach mehr Genauigkeit und Faktentreue in der journalistischen Berichterstattung über Wissenschaftsthemen. Auch Schöler zieht diese Karte. Meist wird sie im Namen von Patienten ins Spiel gebracht, weil diese sich falsche Hoffnungen machen könnten nach der Verkündung vermeintlicher Durchbrüche, die in Wahrheit keine sind. Fakt ist: Die Hintergründe von Nachrichten aus der Wissenschaft sind unter Zeitnot oft schwer umfassend zu recherchieren und zu beschreiben. Wissenschaftsjournalisten brauchen Zeit und Geld, um ihren Job korrekt zu erledigen. Andernfalls kann die Öffentlichkeit durch voreilige oder fehlerhafte Berichterstattung in die Irre geführt werden. Das Embargo-System sorgt gemäß dieser optimistischen Sicht der Dinge für einen fairen Ausgleich zwischen Korrektheit und der wilden Jagd der Journalisten nach dem nächsten Scoop. Gegen Embargos zu sein bedeutet in den Augen seiner Befürworter daher, die

Schleusen für fehlerhafte Berichte über die Wissenschaft zu öffnen.

„Gibt es da Draußen nicht schon genug Rauschen?“, fragt etwa der Nature Pressofficer Andrew Marshall in einem Verteidigungsschreiben für Embargos. Und bezweifelt, dass es der Öffentlichkeit wirklich nütze, wenn Journalisten zu einem frühest möglichen Zeitpunkt freien und ungefilterten Zugang auch zu unfertigem wissenschaftlichem Wissen erhalten würden. Man solle doch bedenken, so Marshall, welche Menge an Fehlinformationen durch eine voreilige öffentliche Verbreitung vorläufiger wissenschaftlicher Ergebnisse schon heute erzeugt werde. Empirische Arbeiten, ob durch die Praxis der Embargos die Qualität von journalistischen Artikeln wirklich besser ist als ohne, kenne ich leider keine. Es wäre aber sicher einmal eine Studie wert, hier Licht ins Dunkel der Vermutungen zu bringen.

*Embargos könnten die
Wahrscheinlichkeit
verringern, dass sich
Journalisten unabhängig
mit der Wissenschaft
beschäftigen.*

Aus Sicht der Öffentlichkeit haben Embargos aber auch Nachteile. Für das Publikum ist es bei Nachrichten aus der Wissenschaft manchmal weniger wichtig, etwas noch schneller zu erfahren, wichtiger ist es, Richtiges und Relevantes zu erfahren. So könnten Embargos faktisch die Wahrscheinlichkeit verringern, dass sich Journalisten unabhängig mit der Wissenschaft beschäftigen, weil das auf jeden Fall aufwändigere Recherchen bedeutet. Ein Paradebeispiel sind Institutionen, in denen Forscher fälschen. Auch Berichte über missglückte Wissenschaft fallen selten unter Embargo. Ebenso das Feld verschwiegener Wissenschaften wie etwa die militärische Forschung. Auch könnten die manchmal durch den Run auf Impact-Faktoren geleiteten Forschungsprioritäten der Forschungsförderer von kritischen

Journalisten häufiger hinterfragt werden. Kurzum: Zu oft scheint für Wissenschaftsjournalisten das Motto zu gelten: Kein Embargo, kein Bericht. Eine provokante These aus Sicht der Öffentlichkeit könnte dementsprechend lauten: Wenn Journalisten den neuesten Geschichten unter Embargo nachjagen, bleibt ihnen letztlich weniger Zeit, Wissenschaft und Medizin aus wirklich unabhängiger Perspektive zu beleuchten. Embargo könnten damit einen Herdenjournalismus fördern. Zudem drohen sie bequem zu machen, da die Wissenschaft neue Ergebnisse inzwischen zuverlässig wie die Deutsche Post Briefe anliefern. Inzwischen sogar als PDF direkt auf den eigenen Rechner, zusammen mit Telefonnummern empfohlener Kontaktpersonen. Bevor der Journalist selbst über Prioritäten nachdenkt, denkt er schon über die neuesten Artikel unter Embargo nach. Das führt im Extremfall dann dazu, dass jede Woche ein Durchbruch in der Alzheimerforschung verkündet wird, ohne dass ein echter Durchbruch in Sicht ist.

Gegen Embargo spricht übrigens auch, das andere Ressorts im Journalismus fast komplett ohne auskommen, Tag für Tag. Die jüngste Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, der Zusammenbruch von Investmentbanken an der Wall Street, ein Flugzeugabsturz mit komplexer technischer Ursache oder der Ausbruch eines Krieges. Alle diese Ereignisse sind journalistisch überraschend und der Einfluss von Fehlinformationen auf das Publikum kann schädlich sein, wenn Falschinformationen zu Fehlentscheidungen führen. Ein Embargo für solche Nachrichten hat bisher meines Wissens noch niemand ernsthaft gefordert.

Ein dritter negativer Nebeneffekt des steten Nachrichtenflusses in Form von „Wissenschaft unter Embargo“ könnte sein, dass die Öffentlichkeit fälschlicherweise hauptsächlich nur eine Art „pointillistisches“ Gemälde der Forschung zu Gesicht bekommt. In den meisten aktuellen Forschungsartikeln geht es im besten Fall um einzelne, kleine Punkte und damit winzige Fortschritte in einem komplexen und unfertigen

Forschungsgemälde. Ein Bericht, der einen Artikel unter Embargo als Berichtsanlass akzeptiert, verstärkt für das Publikum tendenziell den Eindruck, dass jede Woche echte Durchbrüche in der Wissenschaft erfolgen. Die Prozesshaftigkeit der Forschung, der Kontext normaler Wissenschaft geraten so systematisch aus dem Blick. Die Journals liefern sozusagen wöchentlich Angelhaken, mit dem Journalisten dann ihre Fische – das Publikum – fangen wollen. Eine alte Journalistenregel aber besagt: Der Köder soll dem Fisch schmecken, nicht dem Angler.

*Bei dieser Debatte
ist es hilfreich,
argumentativ abzurüsten.*

Welches Fazit lässt sich aus all diesen Gedanken ziehen? Zunächst hilft es vermutlich, in der „Maulkorb“-Debatte argumentativ abzurüsten. Und genauer nachzudenken, wo sie sinnvoll sein könnten und für wen. Für die Praxis taugen zwei Tipps, die der Kollege Christoph Fischer in der FAZ in aller Kürze beschrieben hat. Wer sich als Grundlagenforscher mit seinen Fachkollegen in „exklusivem Kreise“ über Perspektiven und Forschungsansätze (vulgo: ungelegte Eier) austauschen wolle, der solle „ganz einfach zu entsprechenden Treffen keine Journalisten einladen.“ Und sein Pressesprecher sollte dann auch keine Pressekonferenzen einberufen. Wer sich dagegen als Journalist nicht an bestimmte, allgemein akzeptierte Regeln des Informationsaustausches („nur zur persönlichen Information“) halte, der handelt schlicht unprofessionell und werde sich alsbald von exklusiven Informationsquellen ausgeschlossen sehen.

Volker Stollorz

ist freier Wissenschaftsjournalist.

Was darf's denn heute sein?

Von Jana Wilhelm

Tag für Tag selektiert der deutsche Wissenschaftsjournalismus einen Strauß von Themen, der vor allem eins ist: bunt.

Medial aufbereitete Wissenschaft in Deutschland ist bunt. Wissenschaftsredaktionen greifen eine Vielzahl von Themen auf. Und anders als bei Politik- oder Wirtschaftsnachrichten wird dabei selten ein und derselbe Anlass von zwei, drei oder vier aktuell arbeitenden Redaktionen gleichzeitig aufgegriffen. Jede Wissenschaftsredaktion hält etwas anderes für wichtig, relevant und/oder interessant. Je nach Perspektive mag man das unterschiedlich beurteilen. Eines ist aber gewiss: Gesellschaftliche Wirkungen kann dieser Journalismus kaum entfalten. Denn gesellschaftliche Wirkungen sind daran geknüpft, dass ein und dasselbe Thema von möglichst allen aufgegriffen und beleuchtet wird. Nur so haben Themen eine Chance, breit wahrgenommen zu werden.

Politik- und Wirtschaftsredakteure scheinen sich einig zu sein, welche Themen die Agenda des Tages dominieren sollen. Bankenkrise, CSU-Debakel, Truppenabzug aus Georgien – jedes Blatt und jeder Sender berichtet. Es ist klar, was aufgegriffen und diskutiert werden muss. Ganz anders das Ressort Wissenschaft: Die taz diskutiert die Potentiale erneuerbarer Energien, während die Süddeutsche Zeitung über Unterleibsbeschwerden von Frauen aufklärt und das Hamburger Abendblatt die Auswilderung von Luchsen beobachtet. Alle Geschichten sind Aufmacher. Alle erscheinen am selben Tag. Wissenschaftsredaktionen gewichten ihre Themen nach dem Prinzip: Alles kann, und nichts muss berichtet werden. Der deutschen Wissen-

schaftsberichterstattung fehlt, was den Politik- und Wirtschaftsressorts zu gesellschaftlicher Wirkung verhilft: eine konsonante Berichterstattung.

Das veranschaulicht eine Untersuchung der Berichterstattung während zweier Wochen im Frühjahr und Herbst des vergangenen Jahres. Die Analyse sollte klären, welche Anlässe Wissenschaftsjournalisten aufgreifen, welche Themengebiete besonders häufig vorkommen und welche Merkmale die berichteten Themen aufweisen. Die entscheidende Frage lautete: Wie konsonant berichtet der Wissenschaftsjournalismus tatsächlich?

Neben Tageszeitungen (Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurter Rundschau, taz, Berliner Zeitung, Hamburger Abendblatt, Deutschlandfunk, Zeit Online und Netzeitung) wurden Hörfunk und Online-Medien auf Wissenschaftsinhalte untersucht. Bei den Tageszeitungen wurde der Inhalt des Wissenschaftsressorts betrachtet, bei den Online-Medien die entsprechende Wissens-Rubrik und beim Deutschlandfunk die Sendung Forschung Aktuell. In den zwei genannten Wochen machte das 561 Beiträge.

*.Die Sprache
des deutschen
Wissenschaftsjournalismus
neigt nicht
zur Redundanz.*

Die Untersuchung der Konsonanz basierte auf dem Vergleich der Themenanlässe. Um gesellschaftliche Thematisierungseffekte zu erzielen, müsste ein erwähnenswerter Anteil der erschienenen Beiträge dieselben

Anlässe nutzen. Das ist nicht der Fall: Von den insgesamt 561 untersuchten Beiträgen weisen 463 verschiedene Anlässe auf. Nur 35 Anlässe wurden innerhalb des Untersuchungszeitraums von mehr als einem Medium aufgegriffen. Christiane Eilders, Friedrich Neidhardt und Barbara Pfetsch führten eine ähnliche Studie durch. Sie untersuchten Pressekommentare in der politischen Berichterstattung deutscher Medien (2004). In Anlehnung an deren Studie wurden Themenanlässe als konsonant gewertet, wenn derselbe Anlass innerhalb einer Woche von mindestens der Hälfte der Medien aufgegriffen wurde. Bei neun untersuchten Medien entspricht das einen Wert von fünf. Der kam in dieser Untersuchung ganze vier Mal vor. Konsonant war die Berichterstattung in SZ, FR, FAZ, taz, Hamburger Abendblatt, Berliner Zeitung, Zeit Online, Netzeitung und Forschung Aktuell in mageren 0,9 Prozent der Fälle. Der höchste Konsonanzwert von neun kam gar nicht vor.

Ein ähnliches Bild ergibt sich, wenn man nur die Zeitungen betrachtet: In den 468 Artikeln führten 400 verschiedene Anlässe zur Berichterstattung. Nur 27 Anlässe wurden von mehr als einer Zeitung aufgegriffen. Als konsonant galt jedoch, wenn derselbe Anlass von mindestens vier Zeitungen aufgegriffen wurde. Dies geschah bei nur einem Prozent aller Themenanlässe.

Geringfügig besser stellen sich die Konsonanzwerte im Hörfunk und Online dar. Von den 93 erhobenen Beiträgen wiesen 81 verschiedene Anlässe auf. Mindestens zwei Medien mussten ein und denselben Anlass aufgreifen, um als konsonante Auswahl gewertet zu werden. Dies kam in fünf Fällen (6,2 Prozent) vor.

Der mittlere Konsonanzwert liegt bei 1,15. Zum Vergleich: In der genannten Untersuchung der politischen Kommentare ergaben sich gemittelte Konsonanzwerte zwischen 4,24 und 1,48, wobei ein Wert von über drei als „besonders übereinstimmend“ begriffen wurde.

Die deutsche Wissenschaftsberichterstattung neigt also nicht gerade zur Redundanz. Das System Wissenschaftsjournalismus greift eine

Vielzahl unterschiedlicher Anlässe auf, was scheinbar unstrukturiert und desorientiert geschieht. Auch in der Zuordnung zu wissenschaftlichen Themengebieten zeigt sich die Begeisterung der Journalisten für Vielfältigkeit. Die übersichtliche Anzahl konsonanter Anlässe bei Online-Medien und im Hörfunk stammt aus den Themenbereichen Gesundheit und Medizin, Geowissenschaften, Umweltwissenschaften und Bildung. Die Tageszeitungen haben einheitlich thematisiert, wenn ein Anlass den Themenbereichen Gesundheit und Medizin oder Biowissenschaften zuzuordnen ist. Eine Favorisierung kann –wenn überhaupt– nur bei medizinischen Themenbereichen gefunden werden. Bei der Medizin ist man sich noch am ehesten darüber einig, was wichtig ist.

Der Wissenschaftsjournalismus verfügt in seiner Breite nicht über einheitliche professionelle Standards der Nachrichtenauswahl. Man ist sich nicht einig darüber, was wichtig ist.

Die wissenschaftliche Berichterstattung in Deutschland kann als abwechslungsreich bezeichnet werden. Die fehlende Konsonanz deutet darauf hin, dass Wissenschaftsredaktionen unterschiedliche Auswahlkriterien für ihre Thematisierung nutzen. Ein Indikator, um die Nachrichtenauswahl von Journalisten zu untersuchen, ist der Nachrichtenwert. Dieser wird bestimmt durch die Nachrichtenfaktoren eines Ereignisses. Nachrichtenfaktoren sind laut Winfried Schulz (1976) „Kriterien der Selektion und Verbreitung von Nachrichten“. Die niedrigen Konsonanzwerte legen nahe, dass in den Redaktionen eine unterschiedliche Gewichtung von Nachrichtenfaktoren vorgenommen wird.

Die Beiträge wurden auf elf Nachrichtenfaktoren hin untersucht, die

auf den Katalog von Winfried Schulz (1976) zurückgehen. Ziel war es, zunächst heraus zu finden, welche Nachrichtenfaktoren für den Wissenschaftsjournalismus bedeutend sind. Am häufigsten kamen die Faktoren Ethnozentrismus (88 Prozent), räumliche Nähe (63 Prozent) und Überraschung (57 Prozent) vor. Ethnozentrismus beschreibt den Bezug des Ereignisses zur Bevölkerung in Deutschland. Räumliche Nähe meint die Entfernung zwischen dem Ort des Ereignisses und dem Redaktions-sitz. Und der Faktor Überraschung bezeichnet, wie erwartbar das Eintreten, der Verlauf oder das Ergebnis des Ereignisses ist. Betrachtet man die Ausprägungen der einzelnen Nachrichtenfaktoren, lässt sich das Bild eines „idealen“ Anlasses nachzeichnen: Ein Themenanlass müsste einen überraschenden Verlauf oder ein überraschendes Ergebnis aufweisen, in Deutschland stattfinden und es dürften nur Deutsche beteiligt sein. Theoretisch reichen diese Merkmale aus, damit Wissenschaftsredaktionen das entsprechende Thema aufgreifen. Denn die Mehrheit aller untersuchten Beiträge erfüllte diese Kriterien.

Betrachtet man aber nur die konsonant aufgegriffenen Anlässe stellt sich dies ganz anders dar: Um einheitlich aufgegriffen zu werden, müssen Anlässe personalisiert sein (Personalisierung), sich auf ein langfristig eingeführtes Thema beziehen, das peripher behandelt wurde (Thematisierung) und im Ausland ohne deutsche Beteiligung stattfindet (Ethnozentrismus).

Der Unterschied zwischen den Häufigkeiten der Nachrichtenfaktoren aller Anlässe und denen, die konsonant thematisiert wurden, ist deutlich. Er kann aus der unterschiedlichen Gewichtung der Nachrichtenfaktoren innerhalb der Wissenschaftsredaktionen resultieren.

Würden die Redaktionen die Nachrichtenfaktoren ähnlich bewerten, fiel auch der Konsonanzwert der wissenschaftlichen Berichterstattung höher aus. Es ist demnach ausgeschlossen, dass Wissenschaftsredaktionen derzeit mit den gleichen, auf Nachrichtenfaktoren bezogenen Bewertungskriterien die Themen-

auswahl vornehmen. Jeder Wissenschaftsjournalist, jede Wissenschaftsredaktion folgt offenbar anderen Auswahl- und Bewertungskriterien, jedenfalls sofern man auf die auf Wissenschaft spezialisierten Bereiche schaut. Themen von ganz besonderer gesellschaftlicher Relevanz, also aus den Bereichen Stammzellforschung oder Klimawandel, finden sich häufig nicht mehr auf den Wissenschaftsseiten, sondern im Politik- oder Wirtschaftsteil. Hier ist durchaus von einer konsonanten Auswahl auszugehen,

allerdings fällt das quantitativ kaum ins Gewicht.

Was berichtenswert ist, scheint im Wissenschaftsjournalismus nicht auf einheitliche professionelle Standards der Nachrichtenauswahl zurückführbar. In der Berichterstattung über Wissenschaft fehlt die Konsonanz und somit die Möglichkeit der gesellschaftlichen Einflussnahme. Der Wissenschaftsjournalismus ist in den Redaktionen angekommen. Um gesellschaftlichen Einfluss ausüben

zu können, fehlt aber eines: Die Professionalisierung der Themenwahl durch Etablierung einheitlicher Bewertungskriterien.

Jana Wilhelm



ist Volontärin in der Unternehmenskommunikation der Studio Hamburg GmbH.

Die Klimawette: An Journalisten geht kein Weg vorbei

Von Simone Rödder

Der Klimawette kann man eine gewisse öffentliche Resonanz nicht absprechen.

Wenngleich die eigentlichen Adressaten der Wette, die Autoren des Nature-Aufsatzes, nicht eingeschlagen haben, wird in den Internetforen, in denen das Wettangebot unterbreitet wurde („Klima-Lounge“ bzw. realclimate), hitzig diskutiert. Während sich ein Teil der Kommentatoren in der Klima-Lounge um die Ernsthaftigkeit und Glaubwürdigkeit der Wissenschaft sorgt und insbesondere den Wetteinsatz für völlig daneben hält, sympathisiert ein anderer Teil mit den Wettanbietern, denen Sportsgeist und Medientauglichkeit attestiert werden. Nicht zuletzt wird die Moderatorenrolle der Redaktion diskutiert und man ist der Meinung, die Klimawette sei „auch für die Wissenschaftsreflexion, -kommunikation und -soziologie spannend“. In der Tat: Es gibt Aspekte der Klimawette, die interessant sind für jemanden, der sich für die sozialen Bedingungen interessiert, unter denen wissenschaftliche Erkenntnisse hergestellt und dargestellt werden.

Dass Wissenschaftler um den Eintritt eines bestimmten von mehreren möglichen Ereignissen wettstreiten,

ist an sich allerdings weder neu noch besonders bemerkenswert. Es hat Tradition, um den Ausgang eines besonders spannenden Experiments im Labor zu wetten. Sind alle möglichen Ausgänge abgedeckt, kann in jedem Fall nach der Laborarbeit der Alkohol, um den es meistens geht, gemeinsam getrunken werden. Ein auch öffentlich diskutiertes Beispiel für des Wissenschaftlers' Begeisterung für Wettspielchen aus jüngerer Zeit ist der „Gene sweep“ – die Schätzung der Zahl der Gene im menschlichen Erbgut, an der sich 165 Genomforscher beteiligten.

Gene sweep und Klimawette machen einige Eigenschaften wissenschaftlichen Wissens deutlich: Die Umstrittenheit im Kollegenkreis ebenso wie die Unsicherheit, mit der Erkenntnisse in vielfacher Hinsicht behaftet sind. Beides sind normale Charakteristika von Wissenschaft, da Forscher Wissen produzieren, das vorher unbekannt war. Des Weiteren illustrieren die Wett- und Schätzspiele, dass die Produktion wissenschaftlichen Wissens ein sozialer Prozess ist. Das Alltagsgeschäft folgt nicht nur rationalen Kriterien, wobei das nicht bedeutet, dass Spaß und Bier gleich die theoretischen und methodischen Grundfesten der Wissenschaft erschüttern.

Bemerkenswert ist also nicht, dass die Forscher wetten. Ungewöhnlich ist dagegen, wo sie es tun: Die Herausforderer bieten ihren Kollegen die Wette in einem Internetforum an, obwohl sie nach eigener Aussage mit den Autoren der Studie auch direkt kommuniziert haben. Für die Wettanbieter macht das offenbar keinen Unterschied: „Die KlimaLounge ist ein Ort, wo locker, entspannt und auch mal unkonventionell über Klima nachgedacht und diskutiert wird. Etwa so, wie wenn Kollegen an einem lauen Abend mit einem schönen Cocktail auf der Terrasse beisammen sitzen“ schreibt Rahmstorf in dem Blog. Dabei scheint ihm entgangen zu sein, dass der Ortswechsel von der Terrasse in die KlimaLounge das Gespräch der Fachkollegen für ein Publikum zugänglich macht, das zu den Terrassengesprächen von Wissenschaftlern bislang keinen Zutritt hatte, sondern bildlich gesprochen jenseits des Gartenzauns stand.

Die Anbieter der Wette verkennen, dass in einem Blog andere Regeln und Relevanzen gelten als in der Kommunikation unter Fachkollegen am Biertisch oder auf Journalseiten.

Obwohl die Wettanbieter die KlimaLounge für eine digitale Terrasse halten, scheinen sie zu ahnen, dass deren Besucher sich weniger für die wissenschaftlichen Argumente ge-

Die Klimawette

Am 1. Mai dieses Jahres erschien im Wissenschaftsjournal *Nature* ein Artikel, in dem Kieler und Hamburger Klimafor-scher Vorhersagen zur Entwicklung der globalen Tempe-ratur vorstellten, die auf der Anwendung eines neuartigen Klimamodells beruhen (Keenlyside NS, Latif M, Jungclaus J, et al. 2008: *Nature* 453: 84-88). Die zentrale Aussage der For-scher: Durch den Einbezug bestimmter Beobachtungsdaten läßt sich die Vorhersagefähigkeit der Modelle für kurze Zeit-räume wie ein Jahrzehnt verbessern. Diese wissenschaftli-che Hauptbotschaft wurde mit zwei konkreten Prognosen garniert: Sowohl im Jahrzehnt 2000 bis 2010 als auch 2005 bis 2015 sollen die globalen Durchschnittstemperaturen auf dem gleichen Niveau oder niedriger als der Durchschnitt der Jahre 1994 bis 2004 liegen.

Während der Titel des *Nature*-Artikels („Advancing deca-dal-scale climate prediction“) auf den methodologischen Aspekt Bezug nimmt, akzentuiert die zugehörige Pressemit-teilung in der Überschrift die konkreten Vorhersagen: „Legt die globale Erwärmung eine kurze Atempause ein? Verfei-nerte Klimavorhersagen lassen geringere Erwärmung in den nächsten Jahren erwarten“. In ihrer Berichterstattung stellen Presse, Funk und Fernsehen den Bezug der Ergebnisse zum Klimawandel in den Mittelpunkt und nicht die methodische Innovation. Tenor: „Die Erderwärmung macht Pause!“

Dies wiederum veranlasste eine Gruppe von Wissenschaft-lern um den Potsdamer Klimatologen Stefan Rahmstorf, den Autoren des Artikels auf den Seiten des Blogs „KlimaLounge“ (<http://www.wissenslogs.de/wblogs/blog/kimalounge>) eine Wette anzubieten. Gegenstand der Klimawette ist der wissenschaftliche Zweifel der Wettanbieter, dass das neue Modell so konkret natürliche Klimaschwankungen für einen Zehnjahreszeitraum vorhersagen kann, wie die Kieler und Hamburger Forscher in ihrem Artikel behaupten. Die Grup-pe um Rahmstorf will um die beiden konkreten Prognosen wetten. Treffen diese ein, wie in dem Artikel beschrieben, er-halten die Autoren von den Herausforderern pro Vorhersage 2500 Euro, treffen sie nicht ein, sollen die Kieler und Hambur-ger Forscher an die Wettanbieter eben diesen Betrag zah-len.

Simone Rödter

gen das neuartige Modell denn für den Wetteinsatz und die Reaktion der Herausgeforderten interessieren. In dem Beitrag, in dem sie die Wette anbieten, wird ihr Zweifel nicht ar-gumentativ substantiviert; erst ein zweiter, zeitlich später online gestell-ter Text liefert die wissenschaftlichen Argumente, auf denen der Skeptizis-mus fußt. In der Diskussion unter Kol-legen, sei es auf der Terrasse, sei es als Kommentar an die wissenschaftliche Zeitschrift, in der der kritisierte Artikel erschienen ist, würden die Argumen-te dagegen sofort eingefordert. Der Ortswechsel schlägt sich also in der Art und Weise nieder, wie die Wettan-bieter ihre Skepsis an den Prognosen der Kollegen zum Ausdruck bringen.

Hinter dem Wettangebot läßt sich die Sorge erahnen, die Diskussion bzw. das tatsächliche Eintreten einer kurzfristigen natürlichen Stabilisie-rung oder gar Abnahme der Global-temperatur, wie sie das Modell für die kommende Dekade voraussagt, könne das politische Engagement im Kampf gegen den Klimawandel bremsen. In den Medien nach der Mo-tivation für das Wettangebot gefragt, nennen die Herausforderer jedoch die Befürchtung, dass das Nichtein-treten der Prognose die Glaubwür-digkeit der Klimaforscher in Frage stelle. Die These sei verfrüht und die Methode in Fachkreisen noch nicht durchdiskutiert, wird Rahmstorf von Spiegel Online zitiert. Dabei haben die Kieler und Hamburger Forscher ihren Artikel in *Nature* veröffentlicht. Und eben das impliziert eine vorhe-rige Prüfung durch Fachkollegen, wie sie trotz aller Probleme, Krisen und Versagen aus der Wissenschaft nicht wegzudenkender Standart ist. Dage-gen ist die KlimaLounge offensichtlich ein Ort, für den das nicht zutrifft, ja auch gar nicht zutreffen soll.

Die Klimawette hat also tatsäch-lich einen wissenschaftssoziologisch spannenden Aspekt: Die Herausfor-derer verkennen, dass in einem Blog andere Regeln und Relevanzen gel-ten als in der informellen Kommu-nikation unter Fachkollegen am Ter-rassentisch im Garten oder auf den Seiten einer Fachzeitschrift.

Während die Hamburger und Kieler Forscher ihre Prognosen in peer reviewter Form zur Diskussion

stellen, sind es die Wettanbieter, die die Grenze innerwissenschaftlicher Kommunikation und Qualitätssicherung überschreiten, indem sie ihr Wettangebot in der KlimaLounge unterbreiten. Wie am Beispiel der Anpassung der Form – medientaugliches Wettangebot erst, Begründung später – deutlich wird, macht dieser Unterschied einen Unterschied, völlig unabhängig von Unsicherheitsgrad und Konflikthaftigkeit der jeweiligen wissenschaftlichen Argumente.

Die Kieler und Hamburger Autoren reagieren nicht öffentlich auf das Wettangebot; sie bleiben auf der Terrasse. Um die Leistung ihrer Vorhersagen zu diskutieren, ist das klug. Denn alles, was jenseits des Gartenzauns diskutiert und debattiert wird, ist nicht kontrollierbar. Prognostiziert die Theorie. Und in der Praxis? Da wird ein neuartiger, ein digitaler Zaun um die KlimaLounge errichtet: „Da sich die Diskussion in den Kommentaren sinnlos im Kreise dreht und mit dem Thema nichts mehr zu tun hat“ setzt die Redaktion nach 407 Beiträgen die Kommentarfunktion zum Klimawettenbeitrag außer Betrieb (<http://www.wissenslogs.de/wblogs/blog/klimalounge/klimadaten/2008-05-13/klimawette-teil-2>). Letztendlich schließen hier also Journalisten die Debatte, die Wissenschaftler in die Internetöffentlichkeit getragen haben. Damit lässt sich aus der Klimawetten-Episode für den Wissenschaftsjournalismus das folgende Fazit ziehen: An der Grenze, die wissenschaftliche und medienöffentliche Kommunikation trennt, geht an professionellen Journalisten auch kein Weg 2.0 vorbei.

Simone Rödder

*ist Postdoc am
Institut für Wis-
senschafts- und
Technikforschung
der Universität
Bielefeld*



Neue Mitglieder

Astrid Viciano Hamburg

Als Kind ging ich nachmittags oft zu meiner Grundschullehrerin, um ihr meine Kurzgeschichten vorzulesen. Dabei kam es vor, dass ich an Armen oder Beinen dicke Verbände trug – von den Arzthelferinnen in der Praxis meiner Mutter (nach vielem Betteln) sorgfältig gewickelt. Ich fand beides großartig, das Schreiben und die Medizin. So entschloss ich mich später, Medizin zu studieren – und begann nach dem Studium mit Praktika bei der Süddeutschen Zeitung und Focus, wobei ich bei letzterem als Redakteurin übernommen wurde. Es folgte ein Umzug nach Hamburg, mit der Tätigkeit als Redakteurin im Ressort Wissen der ZEIT. Und schließlich der Wechsel zum stern, wo ich bis heute arbeite. Zwischendurch verbrachte ich zwei Monate bei der Zeitung REFORMA in Mexico City, um auf Spanisch über wissenschaftliche und soziale Themen zu berichten.

Von meiner Mitgliedschaft erhoffe ich mir, nette Kolleginnen und Kollegen kennen zu lernen, mit denen ich mich austauschen kann. Meine erste WPK-Reise nach Spanien im Sommer bot mir bereits eine erste Gelegenheit dazu.

Esther Steinmeier Bielefeld

Wissenschaft ist überall, im Alltag jedes Menschen. Deshalb gehört sie in jedes Ressort einer regionalen Tageszeitung. Als Redakteurin beim Westfalen-Blatt (Bielefeld) schreibe ich auch in der Kultur, der Politik, der Wirtschaft und im Sport über Wissenschaft. Wissenschaftsjournalismus, wie ich ihn mir für meine Zeitung vorstelle, ist nicht (nur) Hochschulberichterstattung. Ich will die „weltbewegenden“ Themen in die Region bringen – und die führenden Köpfe der jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen. Von der WPK-Mitgliedschaft erhoffe ich mir dafür Unterstützung.

wpk Quarterly

DIE QUARTALSZEITSCHRIFT
DER WISSENSCHAFTS-PRESSEKONFERENZ e.V



Impressum

Adresse:

wpk Quarterly
Wissenschafts-Pressekonferenz e. V.
Ahrstraße 45
D-53175 Bonn

Telefon: ++49-(0)228-9579840
Fax: ++49-(0)228-9579841

E-Mail: wpk@wpk.org
Web: «www.wpk.org»

Redaktion:

Markus Lehmkuhl (V.i.S.d.P.), Antje Findekle, Volker Stollorz,
Claudia Ruby, Nicole Heißmann, Jan Lublinski und Björn
Schwentker

Autoren:

Claudia Ruby, Markus Lehmkuhl, Winfried Göpfert, Christian
Katzenbach, Volker Stollorz, Jana Wilhelm, Simone Rödder

Layout und Design:

Katja Lösche, «www.gestaltika.de»

Titelbild:

Katja Lösche

Bildnachweis:

Seite 7 - Erdbeben in Tokio © ZDF, Berti Kropac

Das wpk Quarterly
wird unterstützt von
der **Klaus Tschira Stiftung.**